Die
Marquise von Norville.

Von

Elie Berthet.

Uebersetzt

von

Friedrich Horn.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1856.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Der See von Thau.

Die umfangreichen Salzseen, welche den Boden des mittägigen Frankreichs überschwemmen, bereiten den Reisenden in entsprechender Weise vor auf den Anblick des mittelländischen Meeres, von welchem sie nur durch eine schmale und sandige Binde niederer Anhöhen getrennt sind. Diese mächtigen Wasserflächen, von Weinreben und Oelbäumen eingefaßt, sind unter sich durch einzelne Canäle verbunden, welche in verschiedenen Entfernungen zuletzt ins Meer ausmünden. Diese sind es auch, welche den schönen Südcanal bewässern und die große Wasserstraße für den bedeutenden Handel zur See bilden. Daher sieht man auf ihnen auch eine Anzahl von Barken mit weißen Segeln gleich Schwänen sich hin- und herschaukeln, wodurch diese bläulichen Gewässer, welche den herrlichen Himmel Languedocs auf ihren Flächen spiegeln, so belebt erscheinen.

In den Niederungen und Sümpfen, welche von den zahllosen Verzweigungen dieser Seen gebildet werden, sind zahlreiche Dörfer gelagert, deren Bewohner ihre rauhen und mäßigen Sitten aus früherer Zeit bewahrt haben. Zur

Hälfte Fischer, zur Hälfte Jäger, leben diese Leute beständig auf dem Wasser. Im Sommer füllen sie ihre Netze mit den prächtigen Fischen und köstlichen Muschelthieren, wovon ihre Gewässer über und über reich sind, während sie im Winter mit ihren schweren Flinten bewaffnet, den Vernichtungskrieg gegen alle jene Sumpfvögel beginnen, welche von den äußersten Endpunkten Europa's in diesen Wasserflächen eine Zufluchtstätte suchten. Hunderttausende dieser beschwingten Flüchtlinge erliegen alsdann dem tödtlichen Blei der Bewohner dieser Gegenden.

Ungeachtet dieser mühseligen und jämmerlichen Existenz, ungeachtet der bösartigen Fieber, welche in dieser Sumpfatmosphäre periodisch die Bevölkerung decimirten, sind doch die Dorfschaften volkreich. Die sprichwörtlich gewordene Fruchtbarkeit der Weiber dieser Gegenden, in denen man sich vorzugsweise von Fischen nährt, ersetzt nicht nur die bedeutenden Verluste ungewöhnlich großer Sterblichkeit, sondern steigert vielmehr die Zahl der Bevölkerung, und die Conscription für den Seedienst, dem diese Teichfischer des Südens unterworfen sind, so wie der Matrosendienst der Handelsflotte findet hier eine Pflanzschule braver, nüchterner, unermüdlicher Seeleute vor.

Der bedeutendste von allen diesen Seen, die wie eine Wasserkette von Agde bis Aigues-Mortes sich erstrecken, ist unbezweifelt der See von Thau.

Seine Ausdehnung — er ist mehr als sechs französische Meilen lang — läßt ihn als ein im Innern des Landes sich ausdehnendes Meer erscheinen. Er zeichnet sich auch durch einige Naturbesonderheiten ganz eigener Art aus, denn deren Erklärung beschäftigt die Weisheit und den Forschergeist der naturkundigen Gelehrten, insbesondere aber der

Geologen. So zum Beispiel befindet sich im Mittelpunkte dieses umfangreichen Salzsees eine reichliche Quelle süßen Wassers, von den Bewohnern Avysse genannt, welche von Zeit zu Zeit eine Strecke des Teiches mit Heftigkeit aufwühlt. Noch weiter, auf der Ostseite des Sees, befindet sich am Fuße eines Felsens, der hart an das Gestade grenzt, ein Schlund, der nicht minder wunderbar erscheint, als er auch furchtbar ist. Durch volle sechs Monate des Jahres ergießt sich aus diesem Schlunde eine ungeheure Menge süßen Wassers in den See; umgekehrt wieder stürzen sich aus dem See, vom April bis October, die salzigen Fluten des Sees von Thau in den Schlund, welche in den unbekannten Tiefen dieses Abgrundes ein höllisches Getöse hervorbringen. Dieser Schlund heißt: »Enversac« (inversa aqua).

Avyssa und Enversac sind die Scylla und Charybdis der Fischer, aber es nicht sind die einzigen Gefahren, denen die leichten Fischerbarken dieser Wassergegenden ausgesetzt sind. Der See von Thau ist, wie alle großen Seen, Stürmen ausgesetzt, die den Charakter schreckenerregender Furchtbarkeit annehmen; überdies ist er vom Meere nur durch einen niedern nackten Sandstreifen getrennt, die Sturmwinde der großen See können daher der ganzen Länge nach auf seinem Wasserspiegel ungehindert wüthen und mit unwiderstehlicher Gewalt ihr Vernichtungswerk vollenden.

An einem der äußersten Enden dieses kleinen Binnenmeeres erhebt sich das Dorf Balaruc, ein Haufen armseliger Fischerhütten, die etwa fünf- bis sechshundert Seelen bewohnen. Ein Schloß in Ruinen und eine kleine Kirche, mitten zwischen unwohnlichen und nicht zu reinlichen Hütten, wie sich dasselbe von den meisten der südlich gelegenen Dörfer sagen läßt, vollenden die Landschaft.

Uebrigens besaß diese Gegend trotz ihrer malerischen Lage nichts, wodurch ein Reisender hätte angezogen werden können, es wären denn die warmen Salzquellen, denen der genannte Ort seine Berühmtheit verdankt. Etwa eine Viertelmeile von Balaruc entfernt befinden sich diese Quellen und kaum hundert Schritte vom Gestade des Sees befindet sich die Stelle, wo sie sich dampfend, rauchend und ringsum eine schwefelige Atmosphäre verbreitend, in die Fluten stürzen. Ringsherum hat sich ein zweites, ein sogenanntes Holländerdörfchen gebildet, das den Namen Balaruc-les-Bains führt. In dieses begeben sich die Kranken, um daselbst die schöne Jahreszeit zuzubringen. Außer dem Badehause befindet sich daselbst noch ein kleines Hospiz, eine Capelle und mehre Wohnungen der Landleute und Fischer. Doch wenn wir wahr seyn wollen, so müssen wir gestehen, Balaruc-les-Bains erinnert in nichts, weder durch seinen Comfort noch durch seine Einrichtung, an die Bäder zu Baden, Spaa, Plombieres oder Mont-d'or. So bemerkt man denn daselbst ganz und gar nicht jenen Zufluß von Fremden, denen der Reichthum, welchen sie besitzen, die Möglichkeit bietet, die Bäder als Orte anzusehen, wo sie sich versammeln und durch Prunk und Aufwand die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen können. Was wollte auch daselbst die lärmende Menge russischer Fürsten, deutscher Banquiers, alter und junger Courtisanen von Ruf, denen man in Badeorten in der Regel zu begegnen pflegt, beginnen?

In Balaruc findet man wenig andere Leute, als Kranke; was die gewöhnlichen Badebesucher anbelangt, die ein Bad wie eine Mode mitmachen, suchen diese ihr Glück anderwärts, denn die Einfachheit dieses Badeortes und die wenigen Hilfsquellen, welche derselbe ganz gesunden Leu-

ten darbietet, zieht jene Matadore der Badesaisons keineswegs an.

Im Jahre 1826, es ist der Zeitraum, in dem unsere Geschichte spielt, die wir eben erzählen wollen, befand sich diese Badeanstalt in einem ganz absonderlichen Zustande der Vernachlässigung und Verlassenheit, die ganz gut geeignet war, selbst Kranke und Hilfsbedürftige von diesen Quellen fern zu halten. So befand sich denn zu Ende des Sommers in Balaruc nur noch eine ganz unbedeutende Zahl von bemerkenswerthen Badegästen, welche wir nunmehr die Bekanntschaft unserer freundlichen Leser machen lassen wollen.

Der wichtigste Badegast, wenn wir jenen anscheinenden Reichthum als Maßstab unserer Rangordnung gelten lassen wollen, war ein Engländer, Namens de Corbett; unseres Dafürhaltens konnte er höchstens ein Kaufmann aus der City Londons seyn, aber im Badehause titulirte ihn nun einmal Alles Mylord Corbett; dies geschah in Folge jenes allgemein verbreiteten Vorurtheils, das nun einmal in jedem reisenden Engländer einen Lord des Parlaments erblickt. Diese umfangreiche Persönlichkeit war contract von Gicht und Rheumatismen, beständig in Flanell eingewickelt und auf einem langen Wagen ausgestreckt liegend, verließ sie fast gar nie den gemeinschaftlichen Saal des Badehauses. Dort brachte dieser sogenannte Lord den Tag zu, um zu spielen mit Allen, die eben kamen und spielen wollten, und nach Umständen spielte er um sehr bedeutende Summen. Da ihm die französische Sprache nicht ganz geläufig war, sprach er sehr selten; der Satz, der, wenn er gerade spielte, zum öftesten über seine Lippen kam, war: »Ich Alles halt,« daher ihn denn auch die Kostgänger des Badehauses allgemein den Mylord »Alleshalt« zu nennen pflegten. Im Uebrigen hatte

die von englischen Pfundnoten und französischen Bancobilleten vollgepfropfte Brieftasche, welche dieser Mylord mit einiger Ostentation auf den Tisch zu legen pflegte, während der Badesaison an ganz ansehnlichem Umfange gewonnen. Dieser Umstand, wie dann das Behagen, das er am Genusse einer Bouteille Lunel oder echten Frontignans offenbarte, wurden während des verlängerten Aufenthaltes des Mylords »Alleshalt« von Balaruc ziemlich hoch angeschlagen.

Des schweigsamen Engländers gewöhnlicher Partner beim Spieltische war ein Pariser, den man Malevieux nannte, und der sich für einen ehemaligen Staatsbeamten ausgab; es war eine große Seltenheit, wenn man diese Zwei, mochte es nun Tag oder Nacht seyn, nicht zusammen traf, ganz gewaltig in eine Partie vertieft. Die übrigen Spieler waren nur vorübergehend, sie kamen und wurden nicht wiedergesehen, nur diese Zwei allein schienen die Grundlage oder die Strebepfeiler einer Partie Whist, L'hombre oder Ecarté im Badehause zu seyn.

Malevieux bewahrte trotz seiner fünfundfünfzig Jahre noch immer Ansprüche auf Jugend und Galanterie, dabei versicherte er, nach Balaruc ganz und gar eines persönlichen Interesse wegen gekommen zu seyn. Lebhaft in seinem Wesen, befand er sich, wenigstens behauptete er es selbst, ganz vortrefflich, und wenn er alle Morgen zur Quelle ging und nun das Wasser trank, so geschah es einzig und allein, wenn wir uns an seine Aussage halten, aus Neugierde und um vorhinein einem Familien-Rheumatismus, dessen Anfälle er in seine alten Tage besorgte, alle Zugänge zu seinem lieben Ich abzuschneiden. Vielmehr unterzog er sich einem so langweiligen Aufenthalte im Interesse der Gesundheit seines Neffen und zugleich Mündels, Adrian von Laroyère, eines

zukünftigen Advocaten, der neuerlich erst die Hochschule von Paris verlassen hatte. Aber auch Adrian schien nichts weniger als an irgend einer Krankheit leidend zu seyn. Lebhaft, heiter, sorglos dachte er gar nicht daran, die Gesetze Eines der Bäder, krankheithalber besucht, zu beobachten. Er verbrachte seine Zeit mit Jagd und Fischfang auf dem See. Zu diesem Behufe bestieg er eine kleine Barke, welche er rudern und steuern gelernt hatte und zog dann nicht selten in Gesellschaft der Dorffischer auf seine Abenteuer aus.

Während der Neffe sich diesen zeitraubenden Zerstreuungen hingab, schlug der Onkel, ein wahrer Stubenhocker, die Zeit mit Spielen todt, worin ihn Lord Corbett ganz energisch unterstützte. Wenn man den Gerüchten Glauben schenken durfte, so steckte er zum größern Theile bereits in der rasch aufgedunsenen Brieftasche des Lords der Londoner City. Aber da Malevieux und sein Mündel sehr reich schienen, da insbesondere der waghalsige junge Mann sich um die beständigen Verluste seines Vormundes gar nicht kümmerte, so glaubte auch Niemand sich deshalb beunruhigen zu müssen.

Zwei Damen aus Montpellier, Mutter und Tochter, vertraten die schönere Hälfte des Menschengeschlechts im Badehause von Balaruc. Die Marquise von Norville, die Mutter, war eine Witwe von kaum vierunddreißig Jahren, ihre Manieren, denen man vielleicht nur nachsagen konnte, daß sie etwas zu cokett waren, verriethen eine Dame von feiner Bildung. Sie war noch so schön und sah so jugendlich aus, daß, wenn man sie neben ihrer siebzehnjährigen Tochter erblickte, man Beide sehr oft für Schwestern ansah, und in der That rechtfertigte ihre schlanke Taille, ihre elegante Haltung und ihre heitere Miene diese Täuschung. Fräulein Amelie von Norville hingegen war eine schlanke Brünette

mit schwarzen Augen und ernstem Antlitz, dessen regelmäßige Gesichtszüge indeß eine innere Begeisterung und eine große Energie des Geistes zu verrathen schienen. Nach der Würde ihres Anstands und dem Ernste, der sich in ihrem ganzen Benehmen aussprach, hätte man sie leicht für die Mutter halten können, wenn nicht ein ganz besonderer Zug von Zurückhaltung, ja eine Art Zwang, den sie sich anzuthun schien, an die Gewohnheiten bescheidenen Gehorsams erinnert hätte.

Diese zwei anmuthigen Damen waren natürlich der Mittelpunkt aller Bewohner des Badehauses und aller Reisenden, welche sich ein paar Tage in Balaruc aufhielten. Malevieux, der, wie wir dies bereits gemeldet haben, in der Galanterie noch seinen Mann zu stellen suchte, insbesondere aber sein Neffe Adrian, machten sich mit den beiden Frauen viel zu schaffen. Doch hatten die beharrlichen Galanterien des Einen wie des Andern durchaus keinen ernsthaften Anstrich, denn sie hinderten den Vormund nicht, seine unabweisbaren Spielpartien mit dem Lord »Alleshalt« fortzusetzen und das Mündel nicht, seine Tage auf dem See zuzubringen, auf dem er entweder fischte oder jagte. Endlich lebten beide Damen in der strengsten Zurückgezogenheit und brachten den größten Theil des Tages in ihrem Gemache zu. Sie verließen dasselbe nur immer auf sehr kurze Zeit, entweder des Morgens oder des Abends, um am Strande des Sees lustzuwandeln, und erschienen höchst selten an der gemeinschaftlichen Tafel des Badehauses. Diese Weise zu leben, man wird es uns gewiß zugeben, war monoton und eben wenig anziehend, und so ließ sich denn auch der verlängerte Aufenthalt von Mutter und Tochter im Bade von Balaruc nicht erklären.

Man sagte es sich nur ganz leise, daß die Marquise durch die Aufschneiderei des Arztes der Badeanstalt zurück-

gehalten wurde, dieser aber schilderte ihr das Mineralwasser dieses Bades als eine Verjüngungsquelle, welche die Eigenschaft besaß, die Frische des Teints zu erhalten und allen Falten und Runzeln den Zutritt auf dem Angesichte zu versagen. Da nun aber Frau von Norville ihrer äußeren Erscheinung nach durchaus nicht nöthig hatte, um ihre Schönheit zu erhalten, zu dergleichen Rathschlägen ihre Zuflucht zu nehmen, so mußte man nach einer andern Ursache suchen, woraus sich diese ganz unbegreifliche Vorliebe für das armselige Dorf erklären ließ. Was nun immer auch die wirklichen Beweggründe seyn mochten, wir, nachdem wir flüchtig die Physiognomien jener Persönlichkei ttn gezeichnet, die in unserer Geschichte eine Rolle spielen, gehen nun zur Erzählung von Ereignissen über, aus denen sich jene nur noch klarer und deutlicher erkennen lassen.

Es war ein Abend im Monat August, der einem jener glutheißen Tage gefolgt war, die in Languedoc und in der Provence manchmal an die Hitzegrade der tropischen Gegenden erinnern.

Fräulein Amelie von Norville stand aufrecht vor dem Fenster ihres Gemaches, von dem man die Aussicht auf den See hatte; und ihr Schauen vertiefte sich anhaltend in die unendliche Landschaft, die sich gerade vor ihren Blicken ausbreitete. Ihre Mutter, die in einer kleinen Entfernung von ihr auf einem niedern Stuhle saß, stickte Angesichts eines kleinen Arbeitstisches, dessen Spiegel ihr reizendes Angesicht zurückstrahlte. Beide Damen mit entblößten Armen, unbedeckten Köpfen zufolge der drückenden Hitze, trugen leichte weiße Kleider, die ihre erschöpften Körper immer noch zu drücken schienen. Von Zeit zu Zeit unterbrach die Marquise ihre Arbeit und schaute halb erschöpft, unfähig zu handeln und zu sprechen,

nach rückwärts; Amalie hingegen, obwohl Schweißperlen auf ihrer Stirne glänzten, fuhr in der von ihren Augen begonnenen prüfenden Betrachtung der Gegend fort, ohne auf die hörbaren Zeichen der Erschöpfung und auf die Seufzer ihrer Mutter auch nur ein Wort zu erwiedern.

Das herrliche Schauspiel, das sich der Beschauerin darbot, verdiente in der That, daß man, um es in seinem ganzen Detail zu bewundern, ein klein wenig Unbehaglichkeit bemeisterte.

Vor Allem erblickte man das Dorf Balaruc mit seinen zerfallenen Hütten und dem Glockenthurm, dessen feine Spitze sich in der Luft verlor, mit seinen Olivenpflanzungen und Maulbeerbäumen, mit seinen Weingärten, in denen die Grillen um die Wette zirpten, und den mächtigen Felsen, in deren Nähe sich der Schlund von Enversac und einige Ueberreste römischer Bauten befanden, welche das Gestade des Sees beherrschten; dann längs des Sees selbst die schimmernde Wasserfläche desselben, die wie eine Platte von Silber sich ins Endlose ausdehnte, daß das schärfste Auge in den abendlichen Nebeln die Grenzen zu erkennen nicht im Stande war. Zur Linken erhob sich eine lange schwarze Linie, welche eine Erhöhung beherrschte; diese Linie war eine schmale sandige Höhe, welche aber den See von Thau vom mittelländischen Meere trennte. Diese Erhöhung war entweder ein Hügel oder eine Bresche, an deren Fuß das Städtchen Cette erbaut war. Von dieser schmalen Lücke aus erblickte man das Meer, in das sich in diesem Augenblicke die Sonne wie in einen Feuerocean zu senken schien.

Den ganzen Tag über hatte einer jener Südwinde geblasen, die geraden Wegs aus den afrikanischen Sandwüsten herzukommen scheinen; der wolkige schwere Himmel war an ver=

schiedenen Stellen tiefdunkel und hie und da unheimliche, kupferfarbige Flecken verriethen einen bevorstehenden Sturm. Der Sand am Gestade drehte sich in wirbelnden Kreisen, und jeder Anprall dieses glühenden Windes, der den Sand aufwühlte, glich einer Wolke Dampf, die aus dem Schlunde eines Feuersees hervorbricht. Die Wasser des Sees selbst schwollen mit reißender Schnelligkeit an. Ein weißer Schaum zitterte unruhig auf der Schneide der kurzen und gierigen Wellen, die sich mit Zischen und Getöse an den Strand wälzten. Die Seevögel, Möven, Cormorans, Sturmvögel und andere suchten unruhig das Land und streiften im niedern Fluge mit ihren Schwingen die Scheitel der Wogenberge, während sie schrillende Laute ausstießen. Die kleinen Fischerbarken, welche den ganzen Tag über freudig das Weite gesucht hatten, kehrten nun eine nach der andern in den Hafen zurück, erschreckt wie die Wasservögel selbst. Jetzt, da mit einem Male ein Donnerschlag, noch fern aber anhaltend grollend, längs der Wasserfläche sich erstreckte, gewahrte man auch nicht einen Nachen mehr auf der stürmisch bewegten Oberfläche des Sees.

Bei dem furchtbaren Donnerschlage stieß die Marquise einen Schrei des Entsetzens aus.

»Schließe das Fenster, Amelie!« rief sie mit vor Angst zitternder Stimme. »Siehst Du denn nicht, welch ein Sturm heranzieht? . . . Nun denn, desto besser,« setzte sie fast gleich darnach hinzu, »vielleicht schlägt dieser Regen die verzehrende Hitze nieder, welche mich tödtet. Wahrhaftig, ich glühe und flamme in meinem Gesichte wie eine Sünderin!«

Das jugendliche Mädchen entgegnete auf diese Bemerkung keine Sylbe; unbeweglich am Fenster stehend, blickte

sie durch ein Augenglas unverwandt auf einen entfernten Punkt des Sees.

„Hörst Du mich nicht, Tochter?“ begann Frau von Norville von Neuem und mit Aerger, „ich sagte Dir doch, Du möchtest das Fenster schließen ... Was betrachtest Du denn so sorgfältig seit mehr denn einer Stunde?“

„Bitte, bitte, Mama,“ erwiederte Amelie mit sichtlicher Zerstreutheit, „der Sturm wird nicht in solcher Eile losbrechen, doch sieh nur her, wie die Wasser des Sees schon jetzt toben und schwellen. Guter Gott, was wird nun gar später geschehen!“

Plötzlich machte Amelie eine Bewegung der Freude; in der kleinen Bucht, welche der Hafen von Balaruc bildete, waren aus einer der nachbarlichen Hütten zwei Männer getreten und bemühten sich, in einer dem Badehause fast gegenüberliegenden Richtung ein Fahrzeug ins Wasser zu bringen, das man aus Vorsicht ziemlich weit hinein ans sandige Gestade gezogen hatte.

„Gott sey gelobt!“ schrie das junge Mädchen auf, während ihr Angesicht von Hoffnung strahlte. „Siehe da, Meister Poncet und sein Sohn Stephan, die ohne Zweifel i h m zu Hilfe eilen.“

„Wer ist es denn, um den Du so sehr bekümmert bist?“ fragte die Mutter, während sie sich mit ihrem Spitzentuche Wind zufächelte. „Unser antiker Liebhaber, Herr Malevieux, würde sagen, Du sprichst in Räthseln, wie die Sphinx.“

„Wie, Mutter, Du weißt also nicht, daß Adrian von Laroyère diesen Morgen ganz allein in einer dieser Nußschalen, welche die hiesigen Landleute „Seelentränker“ (weil so viele darin schon ertrunken) nennen, eine Fahrt auf dem See

gemacht, um beim Felsen von Roquairol die daselbst nistenden Seevögel zu schießen? Es ist dies die gefährlichste Stelle des Sees, und wenn sich Adrian, dessen Waghalsigkeit Du ja doch kennst, von diesem Sturm überraschen ließ ...«

Die Marquise, die noch einen Augenblick zuvor in flammender Röthe glühte, wurde mit einem Male todesblaß. Als hätte sie ihre Ermattung plötzlich abgeschüttelt, sprang sie von ihrem Sitze auf und eilte voll Hast ans Fenster.

»Amelie, mein Kind, bist Du auch gewiß, daß Adrian von seiner Fahrt noch nicht heimgekehrt sey?« Wahrhaftig, wenn dies der Fall wäre, und er sich im Badhause befände, er hätte ganz bestimmt sich schon sehen lassen. Allmächtiger Gott, aber jetzt, in welch' einer Gefahr muß er schweben!«

»Ich weiß es nicht,« entgegnete Amelie mit veränderter Stimme, »aber ganz gewiß ist er noch nicht zurückgekehrt, ich habe seit mehren Stunden dieses Fenster hier gar nicht verlassen.«

»Ah, Du erwartest also seine Zurückkunft, Amelie?« fragte die Marquise, ihre Augenbrauen runzelnd, »aber,« fügte sie in einigen Augenblicken hinzu, »wir sind thöricht, daß wir uns seinethalben so sehr bekümmern; dieser Tollkopf wird ganz gewiß am jenseitigen Gestade des Sees gelandet seyn; wir werden ihn, sobald der Sturm ausgetobt haben wird, frisch und gesund ins Badehaus zurückkehren sehen.«

»O, daß Du wahr sprächest, Mutter!« rief das junge Mädchen, das ungeachtet aller Seelenstärke, die es besaß, kaum ihre Angst zu verbergen im Stande war; »aber der Felsen von Roquairol befindet sich fast ganz in der Mitte des

tobenden Sees und ist ziemlich weit nach jeder Seite vom Strande entfernt. Wenn nun der junge Mann bei seiner Liebe zur Jagd sich verspätet hat . . . das ist sehr leicht möglich . . . und siehe nur her,« dabei wies sie auf jene zwei Männer, welche indessen nach langer und bedeutender Anstrengung das Schiff ins Wasser geschoben hatten, »müssen es nicht Gründe von ganz besonderer Wichtigkeit seyn, wodurch Meister Poncet und sein Sohn Stephan bestimmt werden, ihren Nachen in einem so furchtbaren Sturme dennoch flott zu machen? Aber diese braven Leute, welche mit aller Liebe an Adrian hängen, kennen nur zu wohl die Gefahr, worin der Arme sich befindet, und wollen Alles wagen, ihn zu retten.«

»Ja, ja, Du hast ganz Recht, meine Tochter, die zwei Männer sind, wie es hier zu Lande heißt, die besten Seeleute der ganzen Umgegend, und — ich bin dessen gewiß, ihnen wird das Wagestück gelingen. Sieh doch nur, sie ergreifen bereits ihre Ruder, sie wollen vom Strande stoßen . . . Oh, daß Sie der Allmächtige beschütze!«

In diesem Augenblicke erzitterte von einem noch heftigern und bedeutend nähern Donnerschlag, als es der erste gewesen, die ganze Gegend; zu gleicher Zeit raste mit unwiderstehlicher Gewalt der entfesselte Sturm.

Die beiden Damen traten unwillkürlich vom Fenster zurück, aber nicht die Eine, nicht die Andere dachte daran, das Fenster zu schließen. Ein Wirbel von Sand, Staub und Regen verfinsterte mit einem Male die Atmosphäre. Erde und Himmel schienen in ein schauererregendes Chaos verwandelt zu werden. Endlich hatte der Wirbel ausgerast, die Finsterniß war so weit gewichen, daß man wieder im Stande

war, zu erkennen, was sich in einiger Entfernung vom Strande zutrug.

Die Wasser des Sees schäumten und brodelten wie eine Kufe zur Zeit der Weinlese, die eben in Gährung begriffen ist. Es waren durchaus nicht jene riesenhaften aber regelmäßigen Wogen des Oceans, die sich eine nach der andern am Gestade brechen. Es gab gar keine unterschiedlichen Wellen mehr; es gab blos einen beständigen Wirbel, ein verworrenes tolles Kreisen, von dem man nur einen phosphorescirenden Schaum zu entdecken im Stande war, der sich Kraft einer unsichtbaren Gewalt bald hob, bald wieder senkte. Die kleine unansehnliche Barke verschwand bald und kam bald wieder zum Vorschein hinter diesen entsetzlichen Wuthausbrüchen des Sees; aber vergebens mühten sich die wackern unerschrockenen Seeleute mit aller nur denkbaren Kraftanstrengung ab, das Schifflein vorwärts zu bringen. Alles Rudern half nichts, es schwankte bald rechts, bald links, immer nur den Schwerpunkt in sich selbst suchend; bald wieder fast von den Wogen verschlungen, spottete es dem Ruder und dem Steuer.

Die Lage, in der das Fahrzeug sich befand, glich etwa einem Schiffe, das an dem Schleußenfalle einer Mühle angebracht gewesen wäre und das aufwärts hätte schiffen sollen. Man sah, wie sich die Muskeln der starken und kräftigen Schiffer ganz nach Maßgabe der Kraft anspannten, mit welcher sie sich in ganzer Wucht des Körpers auf die Ruder stemmten; aber alle ihre fast unglaublichen Anstrengungen waren nicht im Stande, den Nachen auch nur um eine Spanne weiter zu bringen.

Plötzlich packte eine Woge, die sich mit furchtbarer Majestät erhob, und ungeachtet des Windes, der sie nieder-

zuhalten suchte, ihren Höhepunkt erreichte, das Schiff von der Seite, schleuderte es wie einen Pfropf in die Höhe und warf es, mit dem Boden in der Luft, auf den Strand.

Mutter und Tochter stießen einen Schrei des Entsetzens aus; Frau von Norville verhüllte ihr Angesicht. Die muthigere Amelie trat wieder vor an das Fenster und blieb ungeachtet der heftigen Windstöße an demselben stehen.

»Sieh nun hin, Mutter, sieh hin,« rief Amelie plötzlich, »sie sind vom Wasser nicht verschlungen worden. Sie kommen wieder hervor, schieben wieder ihre Barke und wollen sie noch einmal ins Wasser bringen. O diese braven, kreuzbraven Leute!«

Die wieder zur Ruhe gekommene Marquise entschloß sich die Augen aufzuschlagen. Die zwei unerschrockenen Schiffsleute schienen thatsächlich durch den ersten Unfall, den sie erlitten, nichts weniger als entmuthigt und bereiteten sich vor, einen neuen Kampf gegen den Sturm zu bestehen. Nachdem sie das Wasser ihres Schiffes ausgeschaufelt hatten, machten sie einen wiederholten Versuch, es flott zu machen, als mehre Personen, Männer, Weiber und Kinder aus den benachbarten Hütten herbeieilten und sich auf das Entschiedenste diesem Vorhaben widersetzten. Die Einen klammerten sich an ihre Kleider, die Andern wieder sprachen mit großer Lebhaftigkeit zu den zwei Männern und wiesen ihnen den tobenden See, den fast in Flammen stehenden Himmel und schienen ihnen die Fruchtlosigkeit und Gefahr ihres Unternehmens vorzustellen.

Die beiden Poncet, Vater und Sohn, zögerten eine Weile und schienen sich zu besinnen, als plötzlich ein altes, halb entblößtes Weib, in kurzem Rocke und mit nackten Beinen, das sich mitten durch die Umstehenden den Weg bahnte,

len Schwierigkeiten mit einem Streiche ein Ende machte. Mit aller Entschlossenheit bemächtigte es sich des Steuers und der Ruder, lud Alles auf seine mächtigen Schultern und kehrte mit dieser Bürde in die Hütte zurück. Es war dies die alte Margarethe Poncet, das Weib des einen der zwei Schiffer und die Mutter des andern.

Nunmehr durch diesen Schlag, gewisser Maßen der Obrigkeit, in die Unmöglichkeit versetzt, ihr Vorhaben auszuführen, faßten die beiden Männer den Entschluß, mit Hilfe ihrer Nachbarn das Fahrzeug wieder an den Strand zu ziehen; dann richteten sie die Schritte gen ihre Wohnung zu, nicht ohne sich öfter umzusehen, um einen Blick voll Bedauern auf die rasenden Wogen zu werfen. Alsbald waren alle Neugierigen verschwunden und hatten sich in die benachbarten Hütten zurückgezogen, um noch zur rechten Zeit dem Regen auszuweichen, der schon in Strömen herabzufallen begann.

Alle diese Vorgänge waren in kürzerer Frist vor sich gegangen, als wir Zeit gebraucht, sie zu erzählen.

»Du siehst es nun Mutter,« rief Amelie von Norville mit tiefem Schmerze, während sie auf einen Stuhl niedersank, »die Gefahr ist zu groß; alle menschliche Hilfe ist heut unmöglich.«

»Du bist eine Thörin!« schrie in ganz außerordentlicher Aufregung die Marquise auf. »Dieser erbärmliche See kann ja doch nicht gar so furchtbar werden! Man muß diese Schiffersleute sprechen, ihnen Geld anbieten und sie um jeden Preis dazu bewegen, sich wieder einzuschiffen.«

»Glaubst Du denn, Mutter, daß es irgend eine Summe, irgend ein Versprechen noch gibt, was die Leute bewegen könnte zu unternehmen, was sie aus Liebe, aus Hingebung auszuführen nicht im Stande waren?«

»Daran ist jetzt wenig gelegen, gar nichts, gar nichts gelegen ... Sehen muß ich sie vorerst, man kann den edlen Jüngling doch nicht ganz ohne Hilfe lassen; ich will mit ihnen sprechen und sie bereden, es nochmals zu wagen, ich bin's gewiß, daß es mir gelingt.«

»Meine gute Mutter,« rief das Mädchen freudig aus und erhob sich von ihrem Sitze, »erlaube mir, daß ich Dich begleite.«

Diese leidenschaftliche Erregtheit und Theilnahme der Tochter schien im Innern der Marquise eine Reihenfolge ganz unterschiedlicher Ideen wach zu rufen. Sie warf nach der Seite einen Blick auf Amelie.

»Es scheint mir, Mädchen, Du nimmst ein allzulebhaftes Interesse an dem Schicksale dieses jungen Mannes.«

»Meine Mutter,« erwiederte das junge Mädchen, das die Augen niederschlug, »ist es mir denn untersagt, gut und menschlich zu seyn, wie Du? ... Doch um des Himmels willen, es ist keine Zeit mehr zu verlieren.«

Die Marquise dachte einige Augenblicke nach.

»Wahrhaftig,« begann alsdann die Marquise, »ein Versuch dieser Art ziemt uns allen Beiden nicht, gewiß nicht, Mädchen, nicht mir, nicht Dir; Herr von Laroyère hat hier einen Verwandten, einen Vormund, dem es einzig und allein zukommt, in dieser Angelegenheit die Iniative zu ergreifen. Man muß also zunächst Malevieux aufsuchen, ihm erzählen, was sich zugetragen, wenn er nicht bereits davon in Kenntniß ist, und ihm vorstellen, jene Vorkehrungen zu treffen, welche die Dringlichkeit der Gefahr gebietet. Jede andere Einmischung unsererseits könnte sonst übel gedeutet werden.«

»Ach, Mama,« rief Amelie voll Verzweiflung aus, »Herr Malevieux hat so absonderliche Ideen ... Er wird über deine Besorgniß nur lachen.«

»Das wollen wir denn doch erst sehen. Nun denn, meine Tochter, die Du alle Charaktere so genau kennst, und stets so genau weißt, was die Leute im Badehause machen, Du kannst mir ganz gewiß sagen, ob Herr Malevieux ausgegangen ist oder nicht?«

»Mutter, Mutter,« entgegnete die arme Amelie mit bittender Stimme, »sprich nicht in so hartem Tone, den ich doch nicht verdient habe, zu mir; wenn Du wüßtest . . .«

Sie begegnete in diesem Momente dem kalten, starr auf sie gerichteten Blicke der Marquise und drängte gewaltsam alle in ihr erwachten zärtlichen Empfindungen zurück, die sich eben Luft machen wollten.

»Eben in diesem Augenblicke,« gab sie der Mutter zur Antwort, »vernahm ich im Conversationssalon die Stimme des Herrn Malevieux zugleich mit jener des Lord Corbett.«

»Genug, mein Kind . . . ich gehe hinab in den Salon, reiche mir doch schnell meinen Shawl und Hut.«

»Aber Mama, hast Du denn das auch nöthig? . . .«

»Glaubst Du denn, ich werde mich im Salon in diesem Negligé sehen lassen?«

Amelie beeilte sich zu gehorchen und brachte der Mutter das Verlangte. Die Marquise stellte sich nunmehr vor einen Spiegel und begann mit aller Aufmerksamkeit, welche dieses wichtige Geschäft erfordert, ihre Toilette zu ordnen; erst setzte sie den Hut auf, und brauchte einige Zeit, bis er ganz so saß, wie sie es wollte; dasselbe war mit dem Shawl der Fall, der um die Schultern geworfen lange nicht in den rechten Falten fallen wollte. Das arme Mädchen glühte vor Ungeduld.

»Mutter,« seufzte es furchtsam, »der Sturm nimmt zu, und eine Minute zu spät, ach! und Alles ist verloren!«

„Schon gut, schon gut, mein Kind, schließe dies Fenster; nun sieh her, ich bin schon fertig; tropfe mir doch etwas Parfum in mein Battisttuch; nun denn, jetzt kann ich gehen.“

„Mutter . . . ich will hoffen . . . ach wenn Du mir hättest erlauben wollen . . .“

„Mich vielleicht in den Salon zu begleiten? ach mein liebes Kind, das ist wahrhaftig ganz überflüssig; Du bist viel zu hastig, viel zu vorlaut in Allem was Du sprichst, vertraue nur mir, ich werde Alles sagen, was nöthig ist, aber auch keine Sylbe darüber . . . Bleibe, ich will es.

Die Marquise, nachdem sie dies gesprochen, entfernte sich eiligen Schrittes, während Amelie traurig ihr Haupt an die Fensterscheiben lehnte, um die gewaltigen und ununterbrochenen Fortschritte des Sturmes mit eigenen Augen zu prüfen.

II.

Die Spieler.

Herr Malevieux und Lord Corbett saßen in der That im Salon des Badehauses am Spieltische. Dieser Salon war ein altes und dunkles Gemach im Erdgeschosse. Sie saßen Einer dem Andern gegenüber, nur durch eine kleine mit Goldstücken und Bankbilletten bedeckte Tischplatte von einander getrennt. Sie waren wie gewöhnlich ganz in ihr Spiel vertieft, und hatten weder der Eine noch der Andere bemerkt, mit welcher Wuth der Sturm hereinzubrechen begann.

Lord Corbett insbesondere bot den Typus jener ausgeprägten Spieler dar, die der Ansicht sind, der Herr habe sie lediglich dazu geschaffen, die Karten zu halten, oder Würfel zu schütteln. Zur Hälfte auf seinen großen Lehnstuhl ge-

beugt, in Flanell eingewickelt, verzog er nicht einen Moment das Gesicht, theilnahmlos und kalt wie eine Mumie glich dieser seine Miene in Farbe und Unbeweglichkeit. Seine ganze Lebenskraft schien in die langen und hagern Finger sich geflüchtet zu haben; diese dagegen erfreuten sich einer ganz besondern Gelenkigkeit, wodurch sie zum Kartenwerfen und Zusammenscharren des Gewinns sich vor allem geschickt erwiesen. Er öffnete nie den Mund, es wäre denn nur für jene unselige Phrase gewesen, die wir bereits kennen, oder um sein Spiel anzumelden. Ungeachtet der erdrückenden Hitze des Abends, ungeachtet der Wollstoffe, in die er eingehüllt war, ungeachtet der Aufregung, die ihm die Bedeutenheit der gesetzten Summen bereiten mußte, ließ sich auch nicht ein Schweißtropfen auf dem Pergamente seines Angesichts sehen.

Von Zeit zu Zeit erschien ein großer Lakei, mit schwarzer Cocarde und schweigsam wie sein Gebieter, um ihm ein Glas mit Muscat zu füllen. Der Mylord stürzte ohne abzusetzen den duftenden Liqueur hinunter, aber derselbe verlieh seinen Wangen weder Farbe, noch seinem Blut einen Grad Wärme.

Malevieux bildete einen schlagenden Contrast zu dem phlegmatischen Insulaner. Er trug Rock und Beinkleid von schwarzer Farbe. Beide waren trefflich gemacht und wohl geeignet, um, wie er sich auszudrücken beliebte, die »Vorzüge seiner Gestalt« recht lebendig hervortreten zu lassen. Sein Gilet von gelbem Piqué, weit ausgeschnitten, ließ eine weiße Cravatte und ein tadelloses Battisthemd sehen, das vorn mit einer Brillantnadel zusammengehalten wurde. Seine Hand, die er voll Selbstgefälligkeit auszubreiten pflegte, strotzte von Ringen. Unglücklicher Weise entsprach sein Angesicht weder den Voraussetzungen seiner Tracht noch denen seiner Manieren; obwohl er mit fast ängstlicher Sorgfalt

rasirt war und sich alle mögliche Mühe gab, mit Schönheitsmitteln die graue Farbe seiner Augenbrauen zu verbergen, obgleich eine blonde und gekrauste Perrücke die Kahlheit seines Kopfes verdeckte, seine eckige, faltige, runzelige Figur mit den kleinen röthlichen Augen bot durchaus nichts Verführerisches dar.

Und nun gar in diesem Augenblicke, da ein bedeutender Spielverlust ihn heimlich marterte, hatten seine Gesichtszüge einen entsetzlichen Ausdruck angenommen. Seine Wangen erschienen geradezu unter einer Lage von Schminke, die sich schuppenförmig erhob, röthlich wie Kupfer, schwarze Falten durchzogen seine Stirne, während seine Lippen zu einem beständigen Lächeln, das aber schon in den Zustand eines unwillkürlichen Zuckens übergegangen war, sich verzogen. Dieses Lächelns ursprünglicher Zweck war, die weißen und regelrechten Zähne zu zeigen, die aber, gleich allen andern Schönheiten des Herrn Malevieux, auch falsch waren. Ein Schweiß von allen Farben ergoß sich über sein ganzes Gesicht, das er von Zeit zu Zeit mit seinem Seidentuche, das von allen möglichen Essenzen duftete, trocknete.

Als die Marquise in den Badesalon eintrat, befand sich, um gleichsam die Zuseherschaft zu bilden, bei den Spielern Niemand sonst als der Arzt und zugleich Leiter der Badeanstalt. Doctor Moirot war ein gefügiger Mann von seltener Zungenfertigkeit und von der Leidenschaft beseelt, die Heilkraft seiner Mineralwässer in den dritten Himmel zu erheben.

Da nun aber sein gewöhnliches Thema für die zwei Spieler schon ganz und gar verbraucht war, hatte er eine Zeitung des vorigen Tages zur Hand genommen und sich die Miene gegeben, als lese er das Blatt, während er von Zeit

zu Zeit einen zerstreuten Blick auf das Gold und die Bankbillets warf, die auf dem Tische ausgebreitet lagen.

Als er die eintretende Marquise von Norville ansichtig geworden, legte er das Journal bei Seite und trat der Dame mit aller Zuvorkommenheit entgegen. Nicht Herr Malevieur, nicht Lord Corbett schienen die Ankunft der Marquise bemerkt zu haben; aber Doctor Moirot war durchaus nicht der Mann, der ihnen eine solche Zerstreuung noch ferner gestattet hätte.

»Meine Herren, die Frau Marquise von Norville,« rief er den Spielern zu, »sie kommt auf uns zu, wahrhaftig, sie sieht blühend und geröthet aus, wie eine Blume am Morgen. Wahrhaftig, gnädige Frau, wollte man an der Wirkung dieser Quellen noch zweifeln, dann könnten Sie uns das glänzendste Beispiel geben. Auf meine Ehre, kein Mensch hielte Sie für älter als sechzehn Jahre und Ihr Teint, gnädige Frau, beschämt die Farbe der Rosen.«

Die Marquise schien aber durchaus nicht in der Stimmung, diese artigen Gemeinplätze nur einer flüchtigen Aufmerksamkeit zu würdigen.

»Es ist schon gut, lieber Doctor,« entgegnete sie mit einem Tone, der die Artigkeit vollkommen gelten ließ.

Sie konnte am besten den Werth derselben ermessen und insoweit sie es für Wahrheit gelten lassen konnte, Gefallen daran finden.

»Doch,« fuhr sie nach einer kleinen Weile fort, »es handelt sich in diesem Augenblicke nicht um mich.«

So sprechend hatte sie sich den Spielern genähert. Der Engländer machte mit dem Kopfe eine steife und bemessene Verbeugung, wie etwa jene chinesischen Magots, die man an den Thüren der Theebuden zu sehen pflegt.

Was Malevieur anbelangt, so beeilte er sich, die Kar=

ten auf den Tisch zu werfen, bevor er seinen Gruß anbrachte.

»Atout, Atout, Atout!« rief er mit großer Zungenfertigkeit. »Mein ist das Spiel, Mylord, Ihr schuldet mir fünfhundert Francs!«

Alsdann, nachdem ihm der Engländer ein Bankbillet über den Tisch gereicht hatte, erhob er sich, ergriff die Hand der Marquise von Norville und führte sie mit allerlei auffallenden Grimassen an seine Lippen.

»Bitte tausendmal um Vergebung, schöne Marquise,« rief er, indem er sich verneigte, »Plutus ließ mich fast einen Augenblick lang die Mutter der Grazien vergessen . . . Seyen Sie uns willkommen! Ihre Gegenwart bringt das Glück auf meine Seite, ich muß es glauben, denn im Augenblicke, als Sie den Fuß über die Schwelle des Badesalons setzten, gewann ich die Partie. Ich verliere bereits etliche tausend Thaler, und in der That, ich bedarf es sehr nöthig, daß Ihre schönen Augen mich für die tückischen Launen des Geschickes entschädigen. Lassen Sie doch diesen Abend von Ihrer gewohnten Strenge gegen mich ab, denn das wäre dann zu viel auf einmal.«

Frau von Norville war an das mythologische Pathos des Herrn Malevieux ebenso gewohnt, wie an die veralteten Schmeicheleien voll verblümter Redensarten des Doctors Moirot, aber als sie den Onkel Adrians von Laroyère in dieser Ruhe traf, konnte sie sich eines wahrhaften Staunens nicht erwehren.

»Ich weiß, mein Herr,« rief sie in zerstreutem Tone, »ich weiß es, daß Sie mit Grazie und Vollendung spielen.«

»Mit Grazie und Vollendung!« wiederholte Malevieux, »ich habe den Stolz, Ihnen zu sagen, Frau von

Norville, Sie haben die volle Wahrheit gesprochen. Vorigen Winter, es war bei der Gräfin Crespy zu Paris, verfolgte mich das Glück mit seiner Bosheit gerade so hartnäckig wie heute. Ich hatte bereits sechshundert Louisdor verloren. Ich war tiefsinnig geworden und die Gräfin neckte mich mit liebenswürdiger Grazie, indem sie mein Nachdenken auf die Launen der blinden Glücksgöttin schob. Doch benahm ich ihr sogleich ihren Wahn, indem ich ihr ein Impromptu in Versen zur Antwort gab, ein Impromptu, Frau Marquise, das ich gedichtet, während ich mein Gold verspielt hatte. Seit dieser Zeit, Frau Marquise, steht mein Ruf in dem Salon der Gräfin fest und . . . doch erlauben Sie, gnädige Frau,« unterbrach er mit einem Male seinen Redefluß und nahm mit fieberhafter Hast seinen Platz am Spieltisch ein, »ich schulde dem Lord Corbett eine Partie, die ich eben gewonnen. Ich bin wieder ganz zu Ihren Diensten, Mylord.«

Der Engländer stieß als Antwort einige unarticulirte Laute aus, die, wie man es gelten lassen wollte, eine Zustimmung oder aber einen Protest auf Malevieur' Worte enthielten.

»Ich setze tausend Franken, Mylord,« begann Malevieux und ergriff die Karten, »ich zähle darauf, daß die Augen von Madame Norville für mich als wahre Glückssterne aufgehen werden.«

»Ich Alles halt!« erwiederte Corbett dieses Mal mit ganz vernehmbarer Stimme.

Und das Spiel ward nun fortgesetzt. Die Marquise hatte selbst am Spieltische Platz genommen, niedergedrückt von dem Geschwätze des honigsüßen Doctors, der sie mit abgeschmackten Zuvorkommenheiten belästigte. Sie wußte nur nicht, wie sie die Absicht ihres Besuches aussprechen sollte.

Ihr weiblicher Instinct erinnerte sie ganz richtig, daß das Interesse, welches sie für Adrian an den Tag zu legen im Begriffe stand, alsbald boshaften Vermuthungen Platz machen mußte.

»Herr Malevieur,« hob sie dann in einer Weile an, »sehen Sie nur, welch' ein entsetzliches Wetter.«

»Ja, ja, gnädige Frau! . . . Wie, Sie setzen auf den König, Mylord? auch gut! . . . Ja, in der That, mir scheint es, daß es sich draußen zu einem Gewitter zusammenzieht.«

In demselben Augenblicke aber, in welchem der Spieler bemerkte, daß es sich zu einem Gewitter zusammenziehe, wütheten außerhalb bereits der Regen, der Donner und der Wettersturm mit einer wüthenden, alles ringsum vernichtenden Heftigkeit.

»Wie, Sie können so von einem Sturme sprechen, den ich in ähnlicher Weise noch nicht erlebt?« rief Frau von Norville außer sich vor Erstaunen aus; »man möchte fast glauben, dieses Haus müsse jeden Augenblick in einen Abgrund versinken.«

»Ist das wirklich wahr? . . . Nun denn, Mylord, Sie haben wieder gewonnen. Da ist mein Geld, Mylord. Doch hier herrscht eine wahrhaft erdrückende Hitze und da ich sehr nervös bin, ersticke ich fast.«

So sprechend warf er sich in seinen Armstuhl und man hätte glauben können, er sey ohnmächtig geworden. Eine Todesblässe lagerte sich auf seinem Angesichte; ein leichter Schauder durchzitterte alle seine Glieder. Er athmete die Geister der Wohlgerüche ein, womit sein Sacktuch getränkt war. Doch diese Hilfe reichte nicht hin; er ergriff ein auf dem Tische stehendes Glas Lunel, welches der Lakei mit der

schwarzen Cocarde so eben gebracht hatte, und stürzte es auf einen Zug hinunter. Durch dieses wohlthuende Getränk gestärkt, schien er wieder freier aufzuathmen.

Die Dunkelheit, welche im Saale herrschte, hatte es gehindert, daß dieser Anfall eines Unwohlseyns von den Andern bemerkt worden; indeß die feinfühlende Marquise errieth es, daß er noch nicht in der Verfassung sich befinde, ihr Gehör zu schenken. Ein wiederholtes Grunzen — wir können mit dem besten Willen diesen Laut nicht anders bezeichnen — das aus den Tiefen der Cravate des Engländers ans Aeußere trat, erregte neuerdings die Aufmerksamkeit des unglücklichen Spielers.

»Sie wollen mir Revanche geben, Mylord,« begann Malevieur, der gewohnt war, die unarticulirten Laute des alten Podagristen zu deuten und zu verstehen; »ich bin Ihnen für Ihre Höflichkeit sehr verbunden, aber für diesen Abend stehe ich nicht mehr zu Diensten, ich bin schon ganz erschöpft; und — soll ich's offen gestehen,« setzte er voll Bitterkeit hinzu, auf die leere Börse weisend, »Sie haben mich ganz und gar geplündert ... Ein anderes Mal wollen wir es wieder versuchen ... »Doctor, Sie weiser Schüler des Hippokrates,« fuhr Malevieur gegen den Doctor Moirot gewendet fort, »kann man kein Licht haben? Wir haben das ausgezeichnete Glück, in unserer nächsten Nähe die Mutter der Grazien zu wissen, wir können sie aber gar nicht sehen.«

Der Doctor entfernte sich aus dem Salon, um der Anordnung Folge zu leisten; was den Lord Corbett anbelangt, so hatte er alsbald, nachdem sein Spielgenosse abgelehnt hatte, die Partie fortzusetzen und er die Ursache erkannt, warum, an einer kleinen Klingel gezogen, die immer an seiner Seite sich befand, worauf sogleich sein Diener

und ein Aufwärter des Badehauses erschienen, ihn in seinem großen Armstuhle fortzuschieben. Als diese Transportation vor sich ging, grüßte der vermeintliche Lord in seiner Weise durch ein Geknurre, das aus seiner Kehle kam, und eine maschinenmäßige Bewegung seines Kopfes.

Malevieur blieb unbeweglich und fast wie vernichtet in seinem Armstuhle, während die Marquise mit kaum mehr verhehlter Aengstlichkeit im Salon auf- und abging.

»Mein Herr,« begann sie mit halblauter Stimme, »ich ahnte es wohl, daß die bedeutenden Verluste dieses Abends Sie mehr in Anspruch nahmen, als es unter andern Umständen sonst wohl der Fall seyn könnte; doch sey dem jetzt wie ihm wolle, ich bin gezwungen, Ihre ganze Aufmerksamkeit auf einen bei weitem beunruhigenderen Gegenstand hinzulenken.«

»Es ist wahr, sehr wahr,« entgegnete Malevieur mit dumpfer Stimme, »daß aus ganz besonderen Ursachen mich meine jetzigen Verluste für den Moment sehr verstimmen. Dieser höllische Engländer hat, so zu sagen, ein unverschämtes Glück, ich habe wahrhaftig nicht einmal schon die Lust empfunden, mich auf ihn zu werfen und ... Doch vergeben Sie mir, schöne Marquise, kann denn ein Mensch auch nur auf dergleichen Gedanken gerathen, wenn er sich in Ihrer Nähe befindet?«

»O haben Sie Mitleid, mein Herr, und lassen Sie die unzeitigen Galanterien, denn ich habe Ihnen Dinge zu sagen, die Sie nahe angehen ... Wissen Sie denn wohl auch, daß Ihr Neffe heute Morgen ganz allein auf den See ging, um zu jagen, und daß er bis zu dieser Stunde noch nicht zurückgekehrt?«

»Sehen Sie doch diesen Tollkopf! Bei Gott, der

Schlingel wird wacker durchnäßt werden, denn der Regen fällt in Strömen. Nun aber, wenn er auch einen kleinen Rheumatismus davon trägt, sind nicht die trefflichen Mineralwasser unseres vortrefflichen Doctors da?«

»Können Sie denn, mein Herr, mit solcher Gelassenheit sprechen, wenn es sich um das Leben eines jungen Mannes handelt, an dem Sie Vaterstelle vertreten?«

Mit vollem Unmuthe sprach die Marquise diese Worte.

»Sehen Sie doch nur hinaus,« fuhr Frau von Norville fort, indeß sie den Vorhang des Fensters in die Höhe hob und auf den See wies, der nur noch eine formlose Masse Schaum war, wovon der Sturm mächtige Flocken in den Lüften hin- und hertrieb; »glauben Sie denn, es handle sich um einen gewöhnlichen Sommerregen, den Ihr Neffe etwa zu überstehen hätte?«

Nun erzählte die Marquise in aller Hast, was sie von der Situation Adrians von Laroyère wußte, ohne die vergeblichen Bemühungen des alten Meisters Poncet und seines Sohnes, die beide dem jungen Manne zu Hilfe eilen wollten, zu verschweigen.

Herr Malevieux hörte mit gespannter Aufmerksamkeit der Erzählung der Marquise zu; sonderbar aber, je mehr sich Frau von Norville bemühte, ihm die Größe und Bedeutenheit der Gefahr begreiflich zu machen, eine desto größere Ungläubigkeit und Sorglosigkeit legte der Vormund an den Tag. Als ihn endlich die schöne Witwe beschwor, doch so schnell als möglich alle nur denkbaren Maßregeln zur Auffindung Adrians zu treffen, erwiederte er mit einem Lächeln:

»Der glückliche Junge! Wie beneide ich ihn um sein

Schicksal! . . . o gewiß theilt das Fräulein von Norville dieselbe liebenswürdige Sorgfalt um den Waghals?«

»Meine Tochter ist noch ein Kind, Herr Malevieur,« entgegnete die Marquise kalt, »und es ist kein Grund vorhanden, daß sich das Mädchen beunruhigen sollte . . . Nun denn,« fuhr sie nach einer Pause fort, »Sie überlassen Ihren Neffen seinem Geschicke und . . .«

»Nun, nun lassen Sie uns nachsehen, meine Gnädige,« begann Herr Malevieur, »und nehmen Sie mir es nicht gleich übel, wenn ich die Dinge nicht mit den Augen einer ängstlichen Frau, wie Sie thun, meine Liebenswürdige, betrachte. Schöne und große Burschen verlieren nicht so bald die Fassung und Sie werden es sehen, schon im nächsten Augenblicke kehrt unser Jäger frisch und gesund, wenn auch ein klein wenig durchnäßt und vielleicht bei etwas starkem Appetit, zu uns zurück.«

Mit diesen Worten näherte er sich dem Camin, auf den eine Magd zwei angezündete Kerzen gestellt hatte; alsdann schickte er sich seiner Gewohnheit gemäß an, vor dem Spiegel die Schleife seiner Cravate zurechtzurichten und unter seine blonde Perrücke eine zudringliche graue Locke, welche sich herausgeschoben hatte, zurückzulegen.

Die Marquise, die über diese Sicherheit die eigene Fassung verloren hatte, begann in ihrem Innern besorgt zu werden, daß sie von übertriebener Furcht sich habe hinreißen lassen.

»Nun aber, mein Herr,« begann sie nach einer Weile wieder voll Ruhe und Fassung, »wie erklären Sie sich dieses verlängerte Ausbleiben?«

»Ich erkläre gar nichts, meine Gnädige, nur weiß ich, daß mein Adrian einer der besten Schwimmer ist, die

ich kenne und wenn es nothwendig werden sollte, wird es ihm die kleinste Ungelegenheit machen, diese Pfütze gesalzenen Wassers, die Ihnen gar so gefährlich und furchtbar erscheint, von einem Ende zum andern schwimmend zu übersetzen. Vielleicht hat er, nachdem er vom Sturme überrascht worden, eine andere Seite des Sees mit seinem Schiffe erreicht und sich dort irgend wohin geflüchtet, wo ihn dann wohl eines der großen Fahrzeuge des Canals aufnimmt; für alle Fälle ist er geborgen . . .«

Frau von Norville war mit sich im Reinen, wie viel des Wahrscheinlichen in allen diesen Vermuthungen lag.

»Und doch, mein Herr,« fuhr die Marquise fort, »mußten diese braven Leute, wie Poncet der Vater und sein Sohn, deren nautische Erfahrung und Anhänglichkeit für Ihren Neffen, Herr Malevieux, Ihnen doch bekannt sind, ganz gewichtige Gründe haben, wenn sie es unterließen, ihr begonnenes Rettungswerk fortzusetzen.«

»Bah! Man sucht irgend einen Vorwand, uns ein paar Thaler aus der Tasche zu locken. Ich glaube nun nicht an die Uneigennützigkeit dieser Sorte Leute. Wir leben nicht mehr im goldenen Zeitalter, schöne Marquise, und man macht hier so gut seine Erfahrungen, wie in Paris.«

»Nun denn, mein Herr, so darf ich aus Allem, was ich aus Ihrem Munde bisher vernommen, den Schluß ziehen, daß Sie nichts unternehmen wollen, ihren Neffen Adrian aufsuchen zu lassen?«

»Nun, nun, Adrian wird sich schon selbst finden. Uebrigens, liebenswürdige Marquise, was soll ich denn beginnen? Haben nicht Sie selbst mir gesagt, daß diese Schiffer sich furchtlos alle nur mögliche Mühe gegeben haben, ihr Schiff ins Wasser zu bringen? Was wollen wir also noch

versuchen? Wir können für den Moment nichts Geeigneteres thun, als das Ende dieses entsetzlichen Sturmes abzuwarten, und uns ruhig zu verhalten bis morgen. Bis dahin wird unser Abenteurer ganz gewiß schon heimgekommen seyn oder uns doch Nachrichten, wo und wie er sich befindet, gesendet haben.«

Die Marquise von Norville war mit ihren Gegenvorstellungen zu Ende; aber diese übertriebene Zuversicht von Seite des Onkels und Vormunds Adrians von Laroyère empörte ihr Innerstes.

»Es ist genug, mein Herr!« rief sie und erhob sich, »es steht mir nicht zu, in dieser Angelegenheit mehr Eifer an den Tag zu legen, als Sie selbst; und wenn Sie, mein Herr, keine Unruhe empfinden, so habe ich umsoweniger Grund, sie zu fühlen . . . Leben Sie denn wohl und der Himmel wolle es so fügen, daß Ihre prophetischen Gesichte von Glück und Gefahrlosigkeit in allen Punkten in Erfüllung gehen!«

»Wie, Frau von Norville, Sie wollen sich schon entfernen?« begann Herr Malevieux mit einem Tone des Bedauerns.

Doch war diese Phrase nichts weiter als eine Höflichkeit, denn Malevieux war sichtlich einer großen Verstimmung als Opfer verfallen; ungeachtet des stereotypen Lächelns, das beständig auf seinen Lippen schwebte, waren sein inneres Unbehagen, seine Leidenschaftlichkeit und seine Ungeduld, allein zu seyn, nicht zu verkennen.

Die Marquise von Norville schickte sich eben an, unter dem Vorwande, daß ihre Tochter auf ihre Rückkehr warte, den Badesalon zu verlassen, als sich eine ungewöhnliche Bewegung im Hause bemerkbar machte; im nemlichen Augen-

blicke fast trat mit lärmender Hast Doctor Moirot ein, an seiner Hand Meister Poncet führend, den alten Schiffer, von dem wir bereits gesprochen. Die Diener und Mägde des Badehauses, die ihm auf dem Fuße gefolgt waren, blieben respectvoll an der Schwelle der Saalthüre stehen, aber man hörte sie außen unter sich flüstern, als wenn es sich um ein wichtiges Ereigniß handelte.

Meister Poncet, in dem sich nun die Aufmerksamkeit Aller vereinigte, besaß noch, trotz seiner sechzig Jahre, ein Aussehen voll Kraft und guter Gesundheit; seine rauhen Gesichtszüge drückten ebenso eine strenge Freimüthigkeit, wie einen harten Ernst aus.

Er trug das Costüme, das bei den Landleuten dieser Gegend üblich war, eine braune gegitterte Weste über der Brust, an der sich ungeheure Taschen befanden, ein Beinkleid aus Leinwand, das durch einen rothen Gürtel um die Hüften festhielt. Auf dem Kopfe trug er eine Wollmütze, die von schwarzem Sammt eingefaßt war, und die er, als er in den Saal trat, linkisch vom Haupte schob. Im Uebrigen tropften seine Kleider vom Wasser, als wäre der biedere Alte kurz zuvor ins Wasser gefallen, und seine langen weißen Haare hingen durch und durch naß über das Gesicht hinunter.

Poncet's ganze Haltung verrieth Trauer, was auf üble Neuigkeiten schließen ließ. Der Doctor selbst ließ durch seine verstörte Haltung eine ähnliche Gemüthsstimmung errathen.

»Herr Malevieux,« begann nun Doctor Moirot mit sichtlicher Verlegenheit, »ich halte es für nothwendig, Ihnen diesen Mann vorzustellen, der eine Entdeckung gemacht . . . eine unangenehme Entdeckung, die Sie, mein Herr, nahe

angeht . . . Tretet nur näher, Vater Poncet," fuhr er zum alten Schiffer gewendet fort, „erzählt diesem Herrn, was Ihr gefunden: es ist der Onkel und Vormund des Herrn Adrian."

Der Schiffsmann schlug seine grauen Augen auf, worin sich, wie leicht begreiflich, volles Mißtrauen abspiegelte, und heftete dieselben auf Malevieur, den er mit Aufmerksamkeit betrachtete. Aber diese Prüfung, welche der Schiffer vornahm, schien allem Anschein nach nicht zu Gunsten des Parisers ausgefallen zu seyn, denn alsbald kehrte Poncet schweigend sein Haupt ab.

„Vorwärts, vorwärts, alter Triton, was gibt es denn?" fragte der ungeduldig gewordene Malevieur. „Du hättest Dich abtrocknen sollen ... Welche Neuigkeiten bringst Du?"

„Schlimme! Ihr werdet dieselben früh genug erfahren, Herr, wenn Ihr den armen jungen Burschen wahrhaft geliebt habt," entgegnete der ergraute Schiffer in einer Mundart, die halb französisch, halb im Dialecte klang, der dort zu Lande gesprochen wurde.

„Darum sey auf deiner Hut, würdiger Sohn Amphitritens," entgegnete Malevieur, indem er mit Gelassenheit beide Hände hinten am Rücken kreuzte; „triff alle deine Anstalten, mein Freund . . . aber was ficht Dich an, mich hier zu stören?"

„Sprich, sprich, mein wackerer Poncet!" rief die Marquise mit flehender Stimme; „habe doch Mitleid mit unserer Unruhe! Was weißt Du, was hast Du entdeckt?"

Der alte Schiffer wendete sich jetzt nach der Person hin, die ihn angeredet, und prüfte auch diese mit forschenden Blicken. Ohne Zweifel flößten ihm die Blässe und die bebende ängstliche Stimme der Marquise von Norville minder feindselige Gefühle ein, als dies bei Herrn Malevieur der

Fall gewesen; denn indem er das rechte Bein ziemlich ungeschlacht nach rückwärts schob, brachte er eine kleine Verbeugung zu Stande, beharrte aber noch immer bei seinem vorigen Stillschweigen.

»Haben Sie Nachsicht mit dem alten Manne,« nahm der Doctor das Wort, »er ist nicht gewohnt, in solcher Gesellschaft zu sprechen . . . doch ich will nicht länger die Angst des Herrn Malevieux hinausschieben; er hat, wie ich sehe, genug Muth und Fassung, um mit Festigkeit die Nachricht von dem Unglücke zu vernehmen, das ihn betroffen hat . . . So erfahren Sie denn: Meister Poncet und sein Sohn Stephan, nachdem sie vergeblich versucht hatten, Adrian zu Hilfe zu eilen, den sie in großer Gefahr vermutheten, geriethen auf den Gedanken, ungeachtet des haarsträubenden Sturmes, längs der Küste des tobenden Sees hinzueilen. In einiger Entfernung von hier bemerkte er einen unförmlichen Gegenstand, den die Wogen gegen den Strand wälzten. Sie traten voll Hast näher, um zu entdecken, was es sey, und fanden, es sey ein umgeworfenes Fahrzeug. Sie haben nun keinen Zweifel mehr, es sey der nemliche »Seelentränker,« auf welchem Ihr Neffe diesen Morgen den See befuhr, um zu jagen.«

Diese Mittheilung wurde von allen Anwesenden mit einem dumpfen Schweigen entgegengenommen.

Die Marquise zitternd am ganzen Leibe stieß einen schwachen Seufzer aus und sank auf einen Sitz nieder.

Malevieux schien einer ganz außerordentlichen Verwirrung verfallen, sein übertünchtes Angesicht hatte den Ausdruck vollständiger Hilflosigkeit angenommen.

»Wenn's so wäre,« murmelte er, als spräche er zu sich selbst, »wenn das Geschick die Schwierigkeit dieser tragischen Situation mit einem Schlage . . .«

Dann wieder sich mit aller Gewalt sammelnd, begann er mit gezwungenem Lächeln:

»Bah, die Leute haben schlecht gesehen. Die Schiffe des Sees von Thau gleichen eines dem andern und dann auf solche Entfernung wie leicht täuscht sich das Auge!«

»Ah, das nicht, mein Herr, tausend Donnerwetter, so was passirt unsereinem nicht!« schrie Poncet auf; »glaubt denn der gnädige Herr, ich werde auf dreißig Schritte Distanz nicht ein Schiff erkennen, das ich gebaut, das ich mit eigenen Händen ausgebessert habe? Ich bin ein Entenjäger, wißt Ihr das, und in der finstersten Nacht vermag ich ein verunglücktes Fahrzeug zu erkennen, abgesehen davon, daß mein Stephan auch noch Augen im Kopfe hat. Sobald das Schifflein vom Wasser in die Höhe geworfen war, der Kiel noch oben, haben wir zu einander gesagt, ich und mein Stephan: »es ist sein Schiff und kein anderes,« ich habe deutlich den rothen Streifen gesehen, der längs dem Bauche des Schiffleins gemalt ist. Kein Fahrzeug des Sees ist auf ähnliche Weise bezeichnet, denn diese Farbe würde alle Wasservögel verscheuchen; auch war ich's, der es Herrn Adrian gesagt ... doch wozu das Alles?« fügte der Greis mit einer Bewegung hinzu, während er die Augen zum Himmel erhob, »Ihr müßt am besten wissen, Herr, woran Ihr Euch zu halten habt. Der arme Junge war so brav, so edel und gar nicht, aber gar nicht stolz; er hat seine letzte Jagd gemacht; daß der gute Gott und die Mutter Gottes sich seiner armen Seele erbarmen!«

Ein herzzerreißender Schrei ließ sich in diesem Augenblicke hinter den Umstehenden vernehmen. Alles wendete sich um, Amelie von Norville war ins Zimmer getreten, ohne daß man sie bemerkt hatte. Der durch Poncet's Erscheinen im Ba-

dehause entstandene Lärm hatte sich weiter verbreitet, sie war demnach in den Salon geeilt, um Neuigkeiten zu vernehmen, und hatte eben als sie eingetreten war, noch die letzten Worte des alten Seemanns gehört.

In der Hast, mit welcher sie ihr Gemach verlassen hatte, hatte sie gar nicht daran gedacht ihre Toilette zu ordnen. Die ganze Frisur bestand demnach darin, daß ihre schönen Haare frei in Locken hinunterhingen; Arme und Schulter waren enthüllt. Die von dem Schiffer ausgesprochenen Worte hatten sie mit Entsetzen erfüllt. Die blendende Weiße ihres Angesichtes und ihres Halses stritt mit der ihres Gewandes um die Wette, und wären es nicht die unterdrückten Bewegungen ihres Busens gewesen, man hätte sie für eine Statue der Verzweiflung, aus parischem Marmor gemeißelt, halten müssen.

Als die Marquise ihrer Tochter ansichtig wurde, kam sie selbst, die von der traurigen Nachricht niedergeschmettert worden war, erst wieder zu sich, ihre Wangen bekamen wieder Farbe und auf Amelie rasch vortretend, rief sie ihr zu:

»Was thust Du da, Kind? Wer hat Dir erlaubt, in den Salon zu kommen und dann gar in dieser Toilette? Das ist gegen allen Anstand.«

Das arme Kind aber war durchaus nicht im Stande zu antworten, es hatte eben nur noch so viel Kraft behalten, um gegen die Schwäche, von der sie jeden Augenblick bewältigt werden konnte, anzukämpfen.

Mit naiver Bewunderung betrachtete Poncet diese vollkommene ausdrucksvolle Schönheit, wovon er bisher vielleicht noch gar keine Idee gehabt hatte.

Malevieux seinerseits begann seiner heimlichen und gewaltigen Gemüthsstörungen Herr zu werden, sein Antlitz nahm wieder die Maske der gewöhnlichen Freundlichkeit an,

die ihm selten untreu wurde, und mit aller Theilnahme trat er Amelie von Norville entgegen.

»Um Gottes willen,« begann er dann zur Marquise gewendet, »stellen Sie nicht dieses liebenswürdige Wesen darüber zur Rede, daß es den Eingebungen seines Herzens gefolgt ist. Es ist ja ganz natürlich, daß sie sich überzeugen wollte, wie die Dinge stehen . . . Doch sehen Sie nur das Mädchen an; seine Bläſſe und dieser Schreck verleihen ihm einen neuen Zauber. Glaubt man nicht eine von den Nymphen zu sehen, die um Narcissus weinten, als sie ihn leblos am Rande eines Brunnens erblickten? Ein Weib könnte streng verfahren gegen die Arme, ein Mann nie und nimmermehr.«

Frau von Norville war ganz besonders in diesem Augenblicke durch die unwillkürliche Galanterie Malevieux's verletzt.

»Herr,« entgegnete sie voll Bitterkeit, »ist eine solche Sprache an der Zeit, wenn man Sie benachrichtigt, daß Ihr unglücklicher Neffe, aller Wahrscheinlichkeit nach, ums Leben gekommen sey?«

»Einen Augenblick noch, theure Marquise, nur noch einen Augenblick halten Sie inne mit Ihren gewagten Anschuldigungen,« erwiederte Malevieux verletzt durch diese Worte; »übereilen Sie nichts, meine Gnädige, ich bitte Sie darum; Sie können ganz unvermuthet in die Lage kommen, gestehen zu müssen, daß nur der Schein gegen mich gewesen.«

»Wie, mein Herr, ungeachtet dieser ganz unzweifelhaften Umstände mit der von der Wuth des Sees verschlungenen Barke, nehmen Sie noch Anstand zu glauben . . .?«

»Daß durchaus nicht alle Hoffnung aufgegeben werden müsse . . . ja, gnädige Frau. Ich gebe sogar zu, daß das zu Grunde gegangene Schiff das nemliche sey, worauf sich mein

Neffe früh eingeschifft, folgt daraus nun aber wirklich, daß Adrian auch zu Grunde gegangen sey? Ich wiederhole es Ihnen, ich habe das Vertrauen auf das Geschick, das noch alle Wagehälse in Schutz genommen hat, insbesondere wenn sie selbst alle Fähigkeiten in sich trugen, sich zu beschützen.«

»Leben, er wird leben!« rief Amelie aus, deren Zunge sich plötzlich gelöst hatte.

Die Marquise bestrafte diese unbedachte Regung mit einem Blicke voll Unmuth. Doch aber von der Situation mitgerissen, wendete sie sich dem alten Schiffer zu.

»Und welcher Meinung ist Meister Poncet?« fragte sie, »glaubt er auch noch, daß der junge Mann sich habe retten können?«

Poncet dachte einige Augenblicke nach.

»Wenn ich Gott wäre,« rief er dann aus, »so würde ich Ihnen sagen: es ist so oder so. Aber ...«

Er vollendete nicht den Satz, sondern schüttelte den Kopf.

»Nun aber, Herr Malevieux, wenn es noch einen Ausweg, nur einen einzigen noch gäbe, Ihren Neffen zu finden, zu retten, so wäre es doch mindestens Ihre Pflicht, augenblicklich alle nur erdenkbaren Nachforschungen vornehmen zu lassen.«

Amelie, die ganz nahe an die Mutter herangetreten war, drückte convulsivisch den Arm der Marquise an ihren Busen, gleichsam als wolle sie ihr für diese Beharrlichkeit Dank sagen.

»Von Herzen gern, wenn dies überhaupt nur möglich ist,« erwiederte frostig der Vormund; »nun was mich betrifft, so will ich gern vernehmen, was dieser wackere Schiffer von der ganzen Sache denkt?«

Ehe Poncet noch eine Antwort gab, trat er an das Fenster und beobachtete das Wetter mit Aufmerksamkeit.

»Das Wasser grollt und tobt wie ein Matrose, dem das Segel zerrissen,« entgegnete der alte Mann mit nachdenkender Miene. »Ueberdies ist, wenn die Gestirne verdeckt sind, die Nacht so schwarz, daß man auch nicht seine eigenen Finger abzählen kann. Wie will durch diese Wasserberge von Schaum und Gischt, in diesem verteufelten Regen und höllischen Sturme ein Schiff auch seinen Weg finden? Ein vernünftiger Mensch würde, wie die Dinge jetzt stehen, zur Antwort geben: ich rühre meine Ruder nicht an, bis eine Viertelstunde vor Tagesanbruch.«

»Hören Sie es, meine Damen?« rief Malevieux aus; »das Weiseste, was man jetzt thun kann, ist, ruhig die Nacht über zu schlafen und sich der Hoffnung hinzugeben, daß wir unsern schönen Jungen morgen früher oder später wieder frisch und gesund in unserer Mitte haben werden ... So denn,« setzte Malevieux nach einer Weile sich zierend hinzu, »soll er nie von mir erfahren, welches Interesse er hier allgemein eingeflößt, es hieße das ihn gar zu eitel und fade machen.«

Dann gegen Meister Poncet gewendet, fuhr Herr Malevieux fort:

»Halt, mein Freund! Hier eine Kleinigkeit für euer Bemühungen,« und drückte ihm eine Münze in die Hand. »Dafür kauft Euch einen Schnaps und trinkt auf die Gesundheit meines Neffen, wenn er wieder heimgekommen.«

»Das soll von ganzem Herzen geschehen,« entgegnete mürrisch der alte Schiffer, während er die dargereichte Gabe in eine seiner mächtigen Westentaschen schob. »Obwohl der junge Herr ein Franzmann ist, liebten wir ihn doch Alle, den guten Jungen, ich und mein Sohn Stephan, die Mutter Poncet und

alle Kinderlein. Er konnte in jener Familie nicht mehr geliebt worden seyn . . . Nun denn, guten Abend, ich empfehle mich der ganzen Gesellschaft.«

Dabei hob er die Hand an seine Mütze hinan, kehrte sich um und verließ den Badesalon.

Fräulein von Norville schien ihn noch Ferneres befragen zu wollen, aber ihre Mutter ließ ihr keine Zeit.

»Komm, mein Kind, komm,« rief sie frostigen Tones, »wir müssen uns nun wohl auch zurückziehen, denn unsere Besorgnisse sind übertrieben, vielleicht ganz und gar absurd . . . Man kann doch nicht königlicher gesinnt seyn als der König selbst. Leben Sie denn wohl, meine Herren,« setzte die Marquise hinzu, mit einer ceremoniösen Verneigung sich dem Doctor und Herrn Malevieux zuwendend. »Ich wünsche von ganzer Seele, daß Ihre Hoffnungen sich verwirklichen, um diesen Preis will ich es sogar überwinden, durch meine gegenwärtige Angst lächerlich geworden zu seyn.«

Und ohne auf die Entgegnung des Herrn Malevieux zu hören, der sie mit seinen gesalbten Complimenten bis an die Thür des Salons begleitete, verließ sie denselben, ihre Tochter am Arme mit sich ziehend.

»Mama,« rief Amelie voll Angst, »ich hätte so gern noch erfahren . . .«

»Komm, komm, mein Kind,« unterbrach die Marquise das Mädchen mit einiger Härte. »Hast Du noch nicht lange genug deine entblößten Arme den Blicken dieser Herren und der Dienstleute preisgegeben? Wahrhaftig, sie sind wirklich sehr schön, und Du scheinst das ganz gut zu wissen.«

Amelie warf auf die Mutter einen Blick, worin sich das beleidigte Schamgefühl, die verletzte Würde des Mädchens über diesen herzlosen Vorwurf deutlich aussprach; aber

Therese, die Aufwärterin, hatte eben die beiden Damen mit einer brennenden Kerze in der Hand eingeholt und ihnen das Geleite ins Gemach gegeben, welches sie bewohnten, so sagte denn die Arme kein Wort und erstickte ihre Thränen.

Als sie ihr Gemach betraten, warf Frau von Norville ihr Umhängtuch und ihren Hut mit der Geberde des Unmuths auf den ersten Sessel, der sich in ihrer Nähe befand. Dann befahl sie ihrer Tochter sich zurückzuziehen und entließ die Aufwärterin Therese, deren Dienste sie nicht mehr bedurfte. Amelie näherte sich ihrer Mutter, um sie zu umarmen, der Sitte folgend, die sie jeden Abend übte, ehe sie sich zu Bette begab, aber die Mutter stieß sie von sich und sagte kalt:

»Schon gut, schon gut, Tochter, morgen werde ich Aufklärung fordern über dein Benehmen von heute Abend und über den für mich wenigstens sehr befremdenden Antheil, den Du an dem jungen Manne nimmst ... Bis dahin lasse mich in Ruhe. Gute Nacht!«

Das arme Kind, das Herz betrübt, die Augen feucht, folgte der Aufwärterin in das benachbarte Gemach. Zu jeder andern Zeit würde die Unzufriedenheit ihrer Mutter sie mehr betrübt haben, als heute, da sie von einem anhaltenden und sie ganz beherrschenden Gedanken erfüllt war. Amelie sprach einen Augenblick lang mit leiser Stimme mit Therese. Alsdann mit dem Resultate dieser Unterredung zufrieden, warf sie sich mit ziemlichem Geräusche auf ihr Bett, obgleich in dieser Nacht kein Schlaf ihrem Blute neue Stärke verleihen sollte.

III.

Die Wohnung des Schiffers.

Der Sturm währte den größten Theil der Nacht hindurch und erst ein paar Stunden vor Tagesanbruch schien seine Heftigkeit nachzulassen. Der Donner, dessen wiederholte Schläge den Himmel erzittern gemacht, entfernte sich immer weiter und weiter, wie eine im Rückzuge begriffene Artillerie; der Wind begann sich zu legen, die Wolken borsten an mehren Stellen des Horizonts und ließen ganze Streifen des blauen Himmels, der von Gestirnen erfüllt war, durchschimmern. Doch aber war der See von Thau noch immer aufs heftigste aufgeregt; die Schaumdecke hatte noch immer nicht regelmäßigen Wellen Platz gemacht. Mit aller Gewalt wälzten sich noch immer die Wasser gegen das Gestade. In Zwischenräumen längerer Dauer ließ sich ein dumpfes und fernes Grollen längs der ganzen Wasserfläche vernehmen. Das Meer schien die schmale Grenzscheide, welche es von der See trennte, durchbrechen und ihn mit sich vereinigen zu wollen; eine für seine majestätische Unendlichkeit ganz unbedeutende Erwartung.

Gegen den Morgen zu öffnete sich die Thür des Badehauses, welche auf den Strand hinausführte, mit aller Vorsicht. Nach einem Geflüster von wenigen Minuten näherte sich in der Dunkelheit der Nacht eine Gestalt dem Gestade des Sees und alsbald schloß sich die Pforte wieder.

Die Person, welche herausgetreten war, trug einen weiten Mantel, ähnlich jenem der Fischer dieser Gegenden; eine mit Sammt eingefaßte Wollmütze war so tief auf die Augen gedrückt, daß ein großer Theil des Gesichts dadurch verhüllt blieb. Unter dieser Verkleidung war es nicht möglich sie zu erkennen, selbst wenn die blassen Lichtstreifen, welche an einzelnen Stellen den Himmel durchzogen, die dichte Finsterniß hätten zu besiegen vermocht. Nichtsdestoweniger eilte sie flüchtig dahin, nur von Zeit zu Zeit sich voll Unruhe umblickend. Die tiefste Stille herrschte allenthalben; das Ufer war verödet und nur eine Lampe flackerte in der Hütte des Fischers, welche die weißen und durchschimmernden Dämpfe der Mineralquellen, die gerade an dieser Stelle sich in den See ergossen, mit ihrem matten Schimmer durchbrach.

Auf dieses Licht hin richtete die unbekannte Gestalt, ohne zu zögern, ihre Schritte; leisen Fußes, wie ein Schatten, schlüpfte sie über den Kies des Strandes dahin. Als sie an die Stelle gekommen war, wo das Haus stand, worin die Familie Poncet wohnte, schlug sie ziemlich sanft an die Thür desselben und verharrte dann in tiefem Schweigen.

Dieses einfache Zeichen bewirkte im Innern der Hütte eine Bewegung, als wäre das Haus allarmirt worden. Das Licht verlöschte mit einem Male, man hörte ein Gesumme von Stimmen, ein Verschieben von Möbeln, dann knarrte eine auf der entgegengesetzten Seite des Hauses befindliche Thür in ihren Angeln und Jemand schien in aller Eile über die benachbarten Felder Fersengeld zu nehmen.

Doch alle diese Nebenumstände bekümmerten unsern nächtlichen Wanderer ganz und gar nicht. Nachdem er einige Minuten vergeblich gewartet, schlug er wiederholt, und dieses Mal stärker als zum ersten Male, an die Thür.

Nun wurde diese geöffnet und Meister Poncet begann im Dialecte seiner Gegend folgendes Selbstgespräch:

»Welcher Teufel stört Dich doch um diese Stunde? Wer kann es seyn? Was will er haben?«

Man wird wohl schon aus dem Früheren entnommen haben, daß Meister Poncet seine Betrachtungen in Monologe oder mit sich selbst abgehaltene Dialoge zu kleiden pflegte. Diese übrigens allen Bewohnern von Nieder-Languedoc eigenthümliche Weise war bei dem alten Seemann so sehr zur andern Gewohnheit geworden, daß seine Unterredungen eine ununterbrochene Folge von Frage und Antwort, immer von einem: »So hab' ich's zu mir gesagt,« oder: »So sagt er,« begleitet, bildeten, welche auch die stärkste Geduld zuletzt hätten ermüden müssen.

Der nächtliche Wanderer schien aber mit dieser Methode zu sprechen schon zu genau bekannt zu seyn, um davon überrascht zu werden.

»Ich wohne im Badehause,« antwortete in französischer Sprache eine Silberstimme, der man doch ein leises Beben anmerken konnte; »ich interessire mich sehr lebhaft um das Schicksal Adrians von Laroyère, und komme Euch zu bitten, Ihr möchtet ihn retten, wenn's überhaupt noch Zeit dazu ist.«

Poncet versuchte nun in der Dunkelheit die Züge des- oder derjenigen zu unterscheiden, die sich in solcher Verkleidung vorstellte.

»Nun vorwärts,« begann er von neuem, den erst unterbrochenen Monolog wieder fortsetzend; »Du irrst Dich, Schwachkopf, Du mußtest doch erkennen, daß das kein Gendarm seyn konnte; ich will nur wieder den Stephan zurückrufen, denn für dieses Mal ist nichts zu besorgen.«

Dann machte er einige Schritte vor das Haus und

stieß einen starken Pfiff aus, der weithin schallte und das Gewoge des Wassers übertönte; ohne sich weiters zu kümmern, ob er war gehört worden ob nicht, trat er wieder in die Hütte und sprach zu der unbekannten Gestalt:

»Tretet herein, ich will die Kerze anzünden und wir wollen mitsammen Eins plaudern. Sey's dem wie ihm wolle, 's ist immer gut, wenn man weiß, mit wem man's zu thun hat.«

Der Besucher that so, wie der Schiffer wünschte und folgte dem alten Poncet in das Zimmer der Hütte, deren Thür nunmehr halb offen blieb; bald brannte das Licht von Neuem und gestattete das wirre absonderliche Durcheinander dieser Behausung zu überschauen.

Eine starke Segelleinwand theilte den Raum in zwei gleiche Hälften; die eine diente zum Schlafen, wie sich dies aus dem Umstande erkennen ließ, daß man hinter der Wand deutliches Schnarchen vernahm. Die andere Hälfte war Küche, Salon, Arbeitszimmer, alles in Einem, der Familie Poncet. In diesem Theile erblickte man ein wirres Durcheinander von Gegenständen der Hauswirthschaft, von Jagdnetzen, Gewehren, Vogelflinten, kurz Alles, was man sah, erinnerte an das Doppelgewerbe von Fischer und Jäger, das Vater und Sohn ausübten. In der Nähe des Fensters, gegenüber einer niedern Bank, lag ein Haufen von Wasserbinsen, welche die Weiber dieser Gegenden zum Gebrauche der Seeschiffe des mittelländischen Meeres verarbeiten und welche örtliche Industrie eine große Hilfsquelle ist für die armen Familien, die eben so gut Land- wie Seebewohner sind. Das war der Platz, den die Mutter Poncet in der Regel einzunehmen pflegte. Ein ekelhafter Geruch von Fischen, mit dem sich das durchdringende Aroma der in Kränzen von der

Decke dieser Räume niederhängenden Zwiebeln und Lauch vermischte, war die herrschende Atmosphäre dieser Localität.

Obwohl die noch immer verhüllte Gestalt, die in Poncet's Hütte getreten war, gegen diese Eindrücke sich nach Möglichkeit zu schützen suchte, so wäre sie doch von dem entsetzlichen Gestanke, der ihr aus dem Innern entgegenqualmte, beinahe erstickt. Als sie an der Schwelle stehen blieb und weder einzutreten wagte, noch ihren Ekel zu erkennen geben wollte, erhob sich der alte Seemann ohne alle Umstände und trat ihr mit der hellbrennenden Kerze entgegen. Die Flamme beleuchtete nunmehr ein zartes Angesicht, worauf die Verlegenheit ein dunkles Rosenroth hingehaucht hatte; Augen mit langen schwarzen Brauen, welche verschämt niedergeschlagen waren, endlich so schöne Züge, daß, wer sie einmal gesehen, dieselben nicht mehr aus dem Gedächtnisse verlieren konnte; es war Fräulein Amelie von Norville welche vor Meister Poncet stand. Unter dem geliehenen Mantel trug das junge Mädchen einen Rock aus braunem Wollstoff, die ganze Tracht, welche es trug, war von dunkler und wenig in die Augen fallender Farbe.

Der alte Meister Poncet lächelte, ohne eine Sylbe zu sprechen.

»Schon gut, schon gut, verstehe schon,« rief er mit einem Male . . . »'s ist ganz natürlich. Es muß sich doch irgend Jemand um den jungen Menschen bekümmern, denn wahrhaftig, diese Gattung von Verwandten, die ich heute Abends im Badehause kennen gelernt, scheint sich nicht eben zu viel um ihn zu beunruhigen. Bei meiner Seele, man wäre fast versucht zu glauben, der gute Herr dort drüben zöge es vor, den Jungen in der tiefsten Stelle des Sees als irgendwo zu wissen.«

Amelie antwortete blos durch einen leisen Seufzer auf diese Bemerkung des Vaters Poncet, die ihr nicht aller Wahrscheinlichkeit zu ermangeln schien.

»Nun denn, nehmt Platz, mein Dämchen,« begann der Fischer mit einer Zärtlichkeit im Tone, deren man ihn nicht für fähig gehalten haben würde. Mit diesen Worten bot er Amelie einen lahmen Stuhl an. Ich muß Euch nun vor allem sagen, daß Stephan und ich vorhin zusammensaßen, um unsere Netze für den Fischfang heute zurecht zu setzen, als euer Erscheinen uns in der Arbeit unterbrach. Da Stephan für dieses Jahr als Recrut zur See einstehen muß, und er eben nicht zu große Liebe an den Tag legte, auf den Schiffen des Königs zu dienen, wie das zu meiner Zeit schon nicht anders der Fall war und ich es auch nicht besser gemacht habe, so glaubte er, daß die Gendarmen gekommen wären ihn zu suchen, und ergriff die Flucht ... Nun aber,« fügte der alte Poncet hinzu, als sich außen ein leises Geräusch vernehmen ließ, »das ist ganz gewiß er selbst, und er kann Euch seine Ansicht über die ganze Sache selbst sagen.«

In der That steckte in diesem Augenblicke ein stattlicher junger Mensch mit lebhaften Geberden, frischen und verständigen Aussehens den Kopf durch die Oeffnung der Thüre, dann trat oder vielmehr schlich er ins Haus, ohne mit den bloßen Füßen auch nur das leiseste Geräusch zu verursachen, ganz wie eine Katze auf der Lauer.

Er betrachtete vor Allem Fräulein von Norville mit einer Miene des Erstaunens, die nach und nach der Bewunderung und Hochachtung wich.

»Stephan,« rief der alte Meister Poncet und blinzte

mit den Augen, »es ist die kleine Dame aus dem Badehause, und sie kommt des armen Adrians wegen.«

»Ich war noch in Zweifel,« erwiederte Stephan. In einigen Augenblicken rief er ganz leise und im Dialecte des Landes:

»Ach, Vater, die ist aber schön!«

Amelie hatte diese Worte entweder verstanden oder nicht, kurz sie beeilte sich, das Wort zu nehmen.

»Meine braven Leute,« begann sie mit Wärme, »ich komme Euch zu bitten, daß Ihr eure Nachforschungen so schnell als möglich beginnen wolltet. Der Sturm hat nachgelassen, der Tag wird nicht lange mehr auf sich warten lassen, und ich will Euch für Zeit und Mühe ganz so entschädigen, wie Ihr es verlangen werdet . . . Nur um des Himmels willen verliert keinen Augenblick länger, bedenkt nur, daß der junge Mensch vielleicht seit gestern Abends diesem entsetzlichen Sturme in irgend einem unfahrbaren Sumpfe oder auf einer verlassenen Inse ausgesetzt gewesen . . . vielleicht hat er sich an ein gescheitertes Schiff geklammert und treibt nun hin und her geschleudert auf dem tobenden Wasser umher.«

»Das ist gar nicht unmöglich, mein Fräulein,« entgegnete der Fischer ernsten Tones, »aber noch immer ist es wahrscheinlicher . . .«

Er schwieg und schüttelte traurig den Kopf, ganz so wie er es den Abend zuvor gemacht hatte.

»Nun denn, selbst für diesen Fall,« erwiederte das Mädchen, das nicht mehr im Stande war, die Thränen zurückzuhalten, »darf sein Körper nicht eine Beute der Fische und Raubvögel werden.«

Die beiden Seeleute schienen selbst den tiefen und wahrempfundenen Schmerz des Mädchens zu theilen.

»Nun, Vater,« fragte Stephan nach einigen Augenblicken des Schweigens, »was fangen wir an? Die Nacht ist noch tief dunkel und der See tobt und schäumt ununterbrochen fort, als hätte man die Ladung von fünfhundert mit Seife befrachteten Schiffen in seine Wellen geschleudert.«

»Es ist noch immer nicht an etwas Ernstliches zu denken,« erwiederte der alte Schiffer, während er mit gespanntem Ohre auf das Wüthen des Sturmes horchte; »nicht Ruder nicht Steuer halten es aus gegen diese empörten und rasenden Fluten. Wir müssen den Tag erwarten, . dann können wir um so wirksamer etwas beginnen.«

Stephan mußte zugeben, daß ein Versuch, die Barke flott zu machen, in diesem Momente gefährlich und nutzlos wäre. Ueber dieses Säumniß schien das ängstliche und schöne Mädchen ganz bestürzt zu werden.

»Stephan Poncet und Ihr, Meister,« begann sie schluchzend und händeringend, »Ihr habt Euch mehr als einmal im Dunkel der Wetternächte, wenn Ihr à la reballade gejagt, nicht minder großen Gefahren ausgesetzt; wie, Ihr wolltet weniger wagen, um vielleicht das Leben eines edlen jungen Mannes zu retten, der Euch, wie mir bekannt ist, mit Wohlthaten überhäuft hat?«

»Das ist wahr,« sagte sichtlich bewegt Stephan, indem er auf seinen Vater blickte, »Adrian verdient es wohl, daß wir etwas für ihn wagen; und dann das Fräulein liebt ihn so sehr . . . Da erinnere ich mich gleich an den guten Simon, der immer so sehr weint, wenn man davon spricht, daß man mich als Matrose auf die Schiffe des Königs wegführen will . . . «

Der Alte wurde nachdenkend.

»Ja, Du weißt nicht, Sohn, wie tückisch der See ist nach einem solchen Sturme. Oh, das ist ein wahrer Räuber! ein Vielfraß von einem See!« In dieser Weise fuhr der Alte fort und mit seiner Faust machte er eine drohende Geberde. »Nun aber, es ist ja für den guten Herrn Adrian, für den kann man schon etwas versuchen . . . Was meinst Du, nehmen wir nicht das größere Schiff? Es ist schwerer, hat höhere Wände und hält es gegen die grollende Flut weit besser aus.«

Stephan antwortete durch ein Zeichen der Zustimmung und Fräulein von Norville, das seine Sache bereits gewonnen glaubte, erhob sich mit Heftigkeit.

Gleich darauf hörte man aber hinter der Segelwand, die die Wohnstube vom Schlafgemache schied, ein gewisses unverständliches Geräusch. Einen Augenblick darnach hatte das Schnarchen hinter der Wand aufgehört und eine knarrende Stimme rief mit dem Ausdrucke des Zornes.

»Was wollt Ihr da vorn! Wer ist dieser schmeichlerische Schuft, der meinen Mann und meinen Sohn in einer so gräßlichen Nacht auf den See jagt? Tausend Teufel, der soll's mit mir zu thun haben!«

Gleich darauf hob sich die Segelwand und die alte Mutter Poncet, das Haar noch ganz in Unordnung, blos im Hemde und darüber eine Jacke, erschien vor den Sprechern. Nie hatte ein Fischerweib ihre Autorität im Hause besser zu bewahren verstanden, als sie. Alsbald ließen der alte Poncet und sein Sohn die Augen sinken, wie Schuldige.

»Also seyd Ihr es, Kleine,« rief die in Wuth begriffene Megäre und rannte auf das Fräulein von Norville los, »Ihr, die Ihr meinen Leuten einen solchen Vorschlag macht?

. . . nun ja wohl,« fuhr sie in verächtlichem Tone fort, indem sie Amelien fast bis unter die Nase gesehen, »'s ist Eins von den französischen Herrenleuten, die da überm Wasser *) wohnen, und was weiß solch' Volk von dergleichen? Wenn ein Weib meines Gleichen eine ähnliche Bitte gestellt hätte, so würde man ihm das Gesicht zerkratzt haben. Nun aber, meine Kleine, wenn mein Mann und mein ältester Sohn ertrunken seyn werden, sagt mir doch, wer uns dann ernähren wird, mich und meine übrigen Kinder, die sich noch nichts selbst verdienen können?«

Fräulein von Norville verstand nicht vollkommen den Landesdialekt, aber sie war erschreckt worden von der Heftigkeit der Geberden, mit denen Mutter Poncet ihre Rede begleitete.

»Gute Frau,« erwiederte sie dann zitternd, »ich glaube nicht, daß die Gefahr für euren Mann und eure Kinder gar so groß sey . . . Endlich hab' ich ja gar nicht die Absicht, eure Dienste unentgeltlich in Anspruch zu nehmen; dann ist Herr Adrian auch reich, er kann alle eure Mühen reichlich entschädigen, wenn es denselben gelang, ihn gerettet zu haben. Nehmt doch, was ich einstweilen Euch gebe.«

Mit diesen Worten zog sie ein rothseidenes Beutelchen aus ihrem Busen und holte daraus ein Goldstück hervor, das sie der Mutter Poncet gab.

Amelie hatte den richtigsten und schnellsten Weg gefunden, die alte Megäre zu beruhigen. Das Landvolk in Languedoc ist hart, geizig, egoistisch, aber da wie überall vermag die Liebe zum Golde den ursprünglichen Character wesentlich

*) So nennt man Diejenigen in Languedoc, die nicht das Patois der Provinz sprechen.

zu mäßigen. Mutter Poncet wendete das Goldstück nach allen Seiten in ihren plumpen Händen.

»'S ist aus gutem Golde!« rief sie aus, »sieh doch nur her, Stephan, sieh's an, Vater Poncet . . . man sagt, daß es das allerbeste Gold sey.«

»Ja, so ist es auch, und es soll nicht bei diesem einen bleiben, wenn die braven Leute sich muthig ans Werk machen,« fuhr Amelie fort und wies auf das niedliche Beutelchen, worin ihre kleinen Ersparnisse enthalten waren; »alles, alles, was darin ist, soll Euch gehören.«

Die Augen von Mutter Poncet flammten vor Begierde auf.

»Ihr werdet dann alle diese Dinger mir, nur mir allein geben,« fuhr die Alte fort; »nun aber macht, daß Ihr fortkommt. Ihr seyd doch ein Dingelchen, das es wohl versteht, mit ehrlichen Leuten umzugehen; nun, wenn ich aber meinen Mann und meinen ältesten Jungen schon riskire, wer steht denn für unser Schiff ein? Es kann scheitern, umschlagen, in den Grund gebohrt werden!«

»Ich hoffe, daß ein solches Unglück gar nicht zutrifft,« erwiederte das Fräulein von Norville, »sollte es aber doch geschehen, so verpflichte ich mich auch, ein anderes Schiff anzuschaffen.«

Das arme Kind würde in der Seelenangst, in der es sich befand, sich erboten haben, ein förmliches Seeschiff mit hohem Bord beizustellen, wenn man es verlangt haben würde, damit ja keine Minute länger gezögert werde, Adrian von Laroyère zu Hilfe zu eilen.

»Nun, was säumt Ihr denn noch immer?« begann die Alte mit grollendem Tone und kehrte sich den beiden Männern zu; »wann seyd Ihr denn diese Nacht heimgekommen?

Werdet Ihr eine solche Gelegenheit, einiges Gold für eure Familie zu gewinnen, vorbeigehen lassen? Ja, wenn es sich handelte, Wasserhühner zu schießen, da wäret Ihr schon längst über alle Berge! Da habt Ihr Steuer und Ruder, da nehmt auch die Schiffslaterne mit, die könnet Ihr an dem Schnabel des Schiffes anbinden, denn es ist finster wie in einer Wolfshöhle. Du, Stephan, nimm daher Mantel und Mütze, welche Herr Adrian dagelassen, als er vom Fischen zurückgekommen; wenn Ihr den armen Teufel findet, können sie ihm gute Dienste leisten. Habt keine Sorge, daß Meister Poncet an etwas Anderes denke, als an seine Branntweinflasche. He da, Alter, laß mich noch einen Schluck thun, so lange Du noch da bist, wollt Ihr Zwei denn Alles für Euch allein behalten, Ihr Branntweinschläuche?«

So sprechend riß sie die Kürbisflasche aus den Händen ihres Gatten und gab ihm dieselbe nicht eher wieder zurück, bis sie ihrer Kehle eine ausgiebige Erquickung hatte zukommen lassen.

»Jetzt aber macht, daß Ihr fortkommt,« fügte sie mit der Zunge schnalzend hinzu; »seyd Ihr wohl bereit? wird's heute kein Ende werden? . . . Ihr findet zu guter Letzt den jungen Herrn ertrunken und dann ist's eure Schuld ganz allein. Habt Ihr denn kein Erbarmen, der armen Kleinen solchen Kummer zu bereiten, wenn Ihr so langsam macht? 's Dingel hat höchstens noch ein Herz so groß wie eine Nußschale, ich soll kein ehrliches Fischerweib seyn, so ist's vor Angst so zusammengegangen.«

Während sie so sprach, hatte sie auf ihre kräftigen Schultern das Steuer, die Ruder und die nöthigen Haken, um das Schiff zu dirigiren, aufgeladen. Dann, nachdem sie zuvor noch eine angezündete Laterne, die als Schiffslaterne

benützt werden sollte, in die Hand genommen, trat sie aus dem Hause. Stephan und der alte Meister Poncet hatten auch ihre Vorbereitungen beendigt und folgten dem Weibe mit dem passiven Gehorsam, der diesen am Wasser lebenden Menschen gegenüber weiblicher Autorität eigen ist, und wie man es wohl gern glauben wird. Amelie blieb nicht zurück.

Die Barke war den Tag vorher ziemlich weit ins Gestade gezogen worden. Mit Hilfe dieses Mannweibes war es doch den beiden Männern schnell genug gelungen, das Schiff flott zu machen und schon schickten sie sich an, es vom Lande zu stoßen.

»Vater,« begann Stephan, indem er prüfenden Blickes ins Dunkel schaute, »trotz der Dunkelheit, die auf dem See lagert, habe ich Hoffnung, daß wir uns durchbringen ... wenn es uns nur gelingt, immer das tiefe Fahrwasser zu halten, dann wird alles gut gehen.«

»Seyd Ihr alten Bengel wieder Kinder geworden?« rief Margaretha Poncet die Achsel zuckend; »es ist ja nicht so viel Wind mehr zu spüren, daß er meine Mütze forttrüge, wenn ich eine auf dem Kopfe hätte, und das Wasser sinkt ja schon wie ein Faß, dessen Hahn man geöffnet hat ... Ich sag' Euch allen Beiden, Ihr seyd Müßiggänger und verdient das Brot nicht, das Ihr esset.«

Indessen waren der alte Schiffer und sein Sohn Stephan in die Barke gesprungen, und nachdem sie die Laterne an den Vordertheil des Schiffes befestigt hatten, schickten sie sich an, abzufahren. Plötzlich schrie Amelie von Norville mit entschlossener Stimme:

»Vater Poncet, Meister Stephan, habt Mitleid mit mir und laßt mich mit Euch fahren.«

Dieser ebenso rasche als unerwartete Entschluß erfüllte die Fischerleute mit Staunen.

»Heilige Mutter Gottes!« rief Stephan zuerst aus, »woran denkt Ihr denn? Wir fahren jetzt auf dem Schiffe ab, aber wir können ganz gut unter demselben zurückkommen.«

»Ihr werdet und wenn's am besten geht, bis auf die Knochen durchnäßt werden,« fügte der alte Meister Poncet hinzu, »und wenn's gefährlich zu werden beginnt, dann seyd Ihr uns nur hinderlich, gnädiges Fräulein.«

»Teufelsmädel, ist das eine Idee!« murmelte Mutter Margaretha ganz erstaunt.

»Habt keine Sorge um mich,« entgegnete das junge Mädchen mit einschmeichelndem Tone, »o, ich ertrage leicht alle Strapatzen, überdies kann ich schwimmen, und kann Euch gar noch recht behilflich seyn. Haltet, haltet noch, mir sagt eine Ahnung, daß meine Gegenwart für Euch ganz und gar nicht überflüssig und ich für meinen Theil noch das Glück haben werde, am Gelingen eurer Unternehmung mitgewirkt zu haben . . . O, meine Freunde, ich beschwöre Euch, nehmt mich mit und laßt mich nicht allein am Strande zurück.«

Vater und Sohn, von den innigen Bitten des Mädchens gerührt, wußten lange nicht, ob sie den Wünschen der Jungfrau nachgeben sollten, aber Mutter Margaretha rief mit schmeichelnder Stimme:

»Auf, auf, meine Kleine, und nehmt doch nur Vernunft an; diese Leute treiben ihr Handwerk und gehen alle Tage, was auch für ein Wetter seyn mag, zur See; bedenkt doch nur, wenn das Schiff erst am hellen Tage zurückkehrt

und man Euch sehen, ja erkennen würde . . . o die Welt heut zu Tage ist schlimm, sehr schlimm.«

Diese Einwendung schien das Fräulein von Norville getroffen zu haben. Das Bild ihrer erzürnten Mutter schwebte vor ihren Augen vorüber und schon war sie nahe daran, ihr Vorhaben aufzugeben. Aber das Andenken an den hilflosen, verlassenen Adrian, der vielleicht vor Ermattung und Kälte im nächsten Augenblicke auf einer verlassenen Insel sein Leben aushauchte, trug den Sieg davon über die Sorge für ihre Ehre, über die Furcht vor dem Zorne ihrer Mutter.

»Wir werden uns noch vor Tagesanbruch wieder sehen,« fuhr Amelie auf ihrem Vorhaben beharrend fort; »unter dieser Verkleidung, seht mich doch nur an, wird mich keine menschliche Seele erkennen. Uebrigens, was ist es denn Schlechtes, wenn ein Mensch die Pflichten der Menschlichkeit ausübt? Bin ich doch mehr als einmal schon in früher Morgenstunde auf dem See gefahren und kein Mensch hat daran Anstoß genommen.«

»Wenn Ihr aber ertrinket?« rief Mutter Poncet, um das Mädchen zu erschrecken.

»Für diesen Fall,« erwiederte Amelie mit melancholischer Resignation, »für diesen Fall, glaubt es mir, werde ich weniger zu bedauern seyn, als ich es jetzt bin, und wenig, ach! sehr wenig Menschen werden mich beweinen.«

»Nun, nun, ich lasse Alles gelten; wer aber bezahlt mich, wenn ein Unglück geschieht?«

Der Cynismus dieser Einwendung schien den alten Meister Poncet und auch seinen Sohn Stephan nicht wenig in Harnisch zu bringen, obgleich hier eine Unterwürfigkeit unter den Willen des alten Weibes zur andern Natur geworden war.

»Ah, Mutter Margaretha, das ist gar nicht schön, was Du da in den Tag hinein schwätzest,« rief ihr Sohn mit dem Tone des Vorwurfs.

»Halte inne, Weib, mit deinem Geschwätz,« fügte der alte Meister Poncet ganz unwirsch hinzu; »das wissen wir ja, daß Dir das Geld über Alles geht, und das eben ist eine Schande.«

Die Fischerin achtete aber nicht auf diese Reden. Fräulein von Norville, die Macht des Mittels kennend, das Graf Almaviva bei Don Basilio angewendet, schob ihr Rosabeutelchen aus ihrem Busen hervor und ließ es in die rauhe Hand der Mutter Poncet fallen. Bei dem Schimmer der Laterne hatte sich die alte Megäre alsbald überzeugt, daß noch mehre Goldstücke den Inhalt des Rosabeutelchens bildeten.

»Zum Teufel mit dem Weibsbild!« rief sie zu sich selbst sprechend und einen Augenblick lang zögernd; »es ist aber ein halsstörriges Ding! . . . Nun aber, man kann eine Närrin nimmermehr hindern zu thun, was sie just will. Also in Gottes Namen, und er wird's fügen, wie's eben am besten ist.«

Mit diesen Worten ergriff die alte Fischerin mit starken Händen das Mädchen, und bis an die Knie ins Wasser tretend, trug sie Amelie ins Schiff. Dann am Hintertheile des Schiffes sie ablegend, gab sie ihr einen so kräftigen Stoß, daß sie mehre Schritte weit im Schiffe forttaumelte.

»Ans Werk nun, Männer,« rief sie den Schiffern zu, »und denkt daran euer Geld zu verdienen.« Dann, ohne sich weiter um die Reisenden zu bekümmern, trat sie aus dem Wasser heraus, drehte sorglos ihren durchnäßten Rock aus

und kehrte in ihre Hütte zurück. Einige Minuten später hörte man den hölzernen Schlögel klopfen, womit sie die Binsen zur Arbeit zurichtete, deren Bereitung ihre gewöhnliche Beschäftigung ausmachte.

IV.

Ein junger Mensch, ein Opfer des Todes.

Fräulein von Norville, die über ihren eigenen Entschluß und über den Erfolg ihrer Kühnheit nicht wenig erstaunt war, betrachtete das Ufer, das sich immer mehr entfernte und endlich in der Dunkelheit ganz verlor. Die Wogen, welche die Wände der Barke umtosten, warfen von Zeit zu Zeit bis zu ihr hinan die leichten Schaumflocken. Indessen je weiter das Fahrzeug sich vom Lande entfernte, um so weniger man das Anschlagen der Flut an das Gestade verspürte, um desto angenehmer ging die Fahrt des Schiffes vor sich und die Gefahr der abenteuerlichen Einschiffung verminderte sich zusehends.

Die beiden Schiffer, nachdem sie zuvor sich mit leiser Stimme verständigt hatten, richteten das Steuer ihres Schiffes gegen die Mitte des Sees, gleichsam um denselben seiner ganzen Breite nach zu überschreiten. Sobald Stephan allein das Ruder zu schwingen begann, nahm Vater Poncet am Steuer Platz zur Seite Ameliens.

Diese Letztere, von der Neuheit der Situation, in der sie sich befand, noch ganz herabgestimmt, blieb unbeweglich im Hintergrunde des Schiffes stehen und schien kaum Athem zu holen. Starren Blickes betrachtete sie diese beweglichen Wasserberge, auf welche die am Vorderdeck angebrachte La-

terne einen düstern Schimmer warf, und sie erschien sich selbst als Spielzeug eines Traumes.

»Macht es Euch ganz bequem, mein gnädiges Fräulein,« rief der alte Matrose, indem er das Tauwerk und die Mäntel, auf denen Amelie Platz genommen, zurecht legte, »habt nur keine Furcht, so lange wir an dieser Seite des Sees fahren, haben wir nichts zu fürchten . . . o, Ihr zittert ja am ganzen Leibe; wahrhaftig, die Nacht ist gerade nicht zu schön, aber ich habe schon schlimmere Nächte mitgemacht . . . »Nun freilich,« werdet Ihr mir einwenden, »das ist ja euer Geschäft.« Habt Acht, hüllt Euch gut ein, der kalte Wind geht bis ins Mark, wenn man daran nicht gewöhnt ist.«

Um den freundlichen und entsprechenden Zuvorkommenheiten des alten Schiffers zu entsprechen, nahm Fräulein von Norville alle Kraft zusammen, um ihre Schwäche zu bemeistern, und fragte alsdann, von welcher Seite er seine Nachforschungen zu beginnen gedenke.

»Nach der Richtung, in der wir das gestrandete Schifflein gefunden haben; es ist möglich, daß Herr Adrian sich durch Schwimmen auf den Sümpfen gerettet habe; er wird zu sich selbst gesagt haben, dort gibt es Sandbänke, kleine Inseln, auf denen ich eine Zuflucht finden kann, und vielleicht ist er dort geblieben, nachdem er sich überzeugt hat, daß es nicht möglich ist, bei Nacht und so gräßlichem Wetter durch Schwimmen diese Sumpfstrecken zu übersetzen. Wir richten demnach unsere Fahrt zunächst nach jener Gegend hin; und wenn sich Alles so zugetragen hat, wie ich mir's denke, so stehen die Dinge so gut, als sie überhaupt stehen können.«

»Nennet Ihr das gut stehen?« rief Amelie mit zitternder Stimme.

»Ach, mein Fräulein, es stünde weit schlimmer, wenn der arme Junge gegen den Roquairol getrieben worden wäre.«

»Was wäre denn dann geschehen, Meister Poncet?«

»Ich will Euch nichts verschweigen, mein Fräulein, denn es träfe Euch viel zu hart, wenn man's Euch gar nicht mehr verheimlichen könnte ... Wenn der junge Herr gegen den Roquairol wäre getrieben worden, so hätte er, da dort das Wasser einen so gewaltigen Wirbel treibt, gar nicht mehr Widerstand halten und landen können, sondern wäre aller Wahrscheinlichkeit nach gegen den Felsen geschleudert worden, so wie dies vor zwei Jahren dem armen Bergeas geschehen ist.«

Amelie erstickte einen Seufzer und verhüllte ihr Angesicht im Mantel.

Der alte Seemann wendete nunmehr alle ihm zu Gebote stehenden Mittel an, um die schöne Reisegefährtin von ihren traurigen Gedanken abzubringen. Da er lange Zeit in der königlichen Marine gedient, so erzählte er ihr seine weiten Reisen, seine Kämpfe, seine Schiffbrüche, aber das junge Mädchen schenkte ihm kein Gehör, der Schall dieser rauhen Stimme schien sich für die Arme mit dem Tosen der Wellen zu vermischen, welche an den Seiten des Fahrzeugs grollend dahinbrausten.

Mittlerweile ruderte Stephan unverdrossen und kräftig weiter, und die Gesellschaft hatte bald eine Stelle im See erreicht, wo das Wasser verhältnißmäßig ruhig war. Man bemerkte im Schatten in geringer Entfernung schwarze, unbewegliche Massen, die sich wie vor Anker liegende Schiffe ausnahmen; es waren dies Klippen, von denen der Fährmann schon zuvor erzählt hatte. Zwischen diesen Klippen erstreckten sich in weiten Entfernungen gefährliche Untiefen, wo das vom

Winde bewegte Schilfrohr ununterbrochen die jämmerlichsten Laute vernehmen ließ. Einige durch das Geplätscher der Ruder aufgescheuchte Wasservögel flatterten auf und schlugen mit den Flügeln bis unter das Licht, das zitternd am Vorderdeck flackerte, wohin sie von der Neugierde über diesen unvermutheten Schimmer verlockt wurden.

»Sehen Sie, das ist ein Fleckchen, wo ich schon ganz vortreffliche Jagden gemacht, und dies in kühleren Nächten, als die heutige ist,« rief Meister Poncet, den Gegenstand der Unterredung wechselnd. »So hab' ich zum Beispiel hier an diesem Felsen in einigen Stunden mehr Wasserhühner und Enten geschossen, als diese Barke zu tragen im Sande ist . . . doch gib Acht, Stephan,« fuhr er zu seinem Sohne gewendet fort, »der junge Herr kann sich in diese Gegend her geflüchtet haben. Wir wollen's versuchen!«

Dabei erhob er sich, bildete mit seinen beiden Händen ein Horn vor dem Munde und stieß einen scharfen, gewaltigen Ton aus, der in sehr großer Entfernung vernommen werden mußte.

Nachdem dieser Ton verklungen war, liehen Vater und Sohn ihr Ohr jedem vernehmlichen Geräusch. Aber die tiefste Stille herrschte auf dem Wasser und den weiten Sümpfen, die sich bis an die äußersten Grenzen des Horizonts erstreckten. Niemand antwortete, auch das Echo nicht. Von Zeit zu Zeit rufend steuerten die Schiffer durch die Klippen, Scheren, Untiefen und befahrbaren Tiefen, überall wo ihrer Ansicht nach der Schiffbrüchige eine Zuflucht gesucht haben konnte. Oefter vereinigten Vater und Sohn diese lauten Zurufe, um sie noch vernehmlicher zu machen; selbst Amelie gesellte zu den starken und durchdringenden Lauten dieser kräftigen Kehlen den Silberklang ihrer zarten Stimme;

aber das Resultat blieb sich immer gleich. Kaum ein Ton antwortete ihnen, ausgenommen der Fall eines aufgeschreckten Tauchers, der sich unter den Wasseralgen und Sumpfgewächsen verbarg. Ueberall herrschte tiefes Schweigen, eine fast schauerliche Bewegungslosigkeit.

Gewiß glaubten die am Ufer Wohnenden, wenn sie dieses flackernde Licht gewahr wurden, das auf der Oberfläche des Sees hin- und herschaukelte, und wenn sie diese im endlosen Raume der Atmosphäre sich verlierenden Laute vernahmen, daß ein Irrlicht durch die Wasserstrecken tanze und die Seelen der Todten ihre Wehklagen dem Geheule des Sturmes zugesellen.

»Nichts, zum Teufel nichts!« grollte Meister Poncet, »dann ist's gewiß, daß Adrian nicht auf dieser Seite sich befindet.«

»Wohlan denn,« rief das Fräulein von Norville mit fieberhafter Erregtheit, »fahren wir also nach dem Felsen von Roquairol.

»Zum Roquairol, wie, zum Roquairol!« wiederholte der Fischer, dessen Miene sich verdüsterte. »O dahin zu fahren und zu Grunde zu gehen, ist noch immer Zeit genug! Kaum in einer Stunde wird es möglich seyn, sich dem garstigen Felsen auf etwa fünfzig Schritte zu nähern, mit solcher Heftigkeit tobt noch die Flut . . . Doch mir ist's alles eins. Meinetwegen. Stephan, Junge!« fuhr er zu seinem Sohne gewendet fort, »gib mir die Ruder. Es wird bald für uns Beide genug zu thun geben, sobald wir uns dem Abyssus oder dem furchtbaren Felsen genähert haben; ruhe nun aus, es ist jetzt an mir die Reihe.«

Der junge Schiffer gehorchte und der Vater, das Ruder mit kräftiger Hand schwingend, brachte die Barke rüstig

vorwärts, um in Bälde den Mittelpunkt des Sees zu erreichen.

Bald befand sich das Fahrzeug auf bewegtem Fahrwasser, und das starke Schütteln des Schiffes bereitete Amelien einigen Schreck. Stephan, der an ihrer Seite Platz genommen hatte, hörte sie vor Angst zittern.

»Mein Fräulein,« begann er mit Sanftmuth, »habt keine Furcht, wenn wir scheitern, so rette ich Euch, oder ich sterbe mit Euch zugleich.«

Amelie murmelte einige unverständliche Worte des Dankes.

»Wofür wollt Ihr mir danken?« erwiederte der junge Seemann in seiner Einfalt. »Euch einen Dienst erweisen ist doch eben so viel, als erwies' ich einen solchen dem Herrn Adrian, weiß ich doch, wie sehr Euch der junge Herr liebt.«

»Wie so, wer hat Euch dies gesagt?« fragte das Mädchen mit fast erstickter Stimme.

»Nun, wie soll ein Herr wie Herr Adrian aus einer solchen Stadt unsereinem etwas dergleichen vertrauen? Aber ich habe ihn mehre Male mit Euch in Gesellschaft gesehen, wenn Ihr mit ihm am Strande lustwandeltet und dann etliche Worte, die ihm entschlüpft sind . . .«

»Gib Acht, Stephan!« schrie der alte Meister Poncet mit einem Male laut auf, »wir können nimmer mehr weit vom Abyssus seyn.«

In der That thürmten sich seit ein paar Augenblicken die Fluten viel heftiger zu allen Seiten des Schiffes auf, und man hörte in nicht zu großer Entfernung ein umheimliches Grollen und Donnern. Der junge Seemann schien diese schaudervollen Vorzeichen nicht zu bemerken.

»Ah, mein Fräulein,« fuhr er voll Melancholie fort,

»wie hätt' ich nicht errathen sollen, was mit Herrn Adrian vorgeht, wenn ich doch selbst bis zum Närrischwerden in die schöne Jungfer Simon verliebt bin? 's ist ein herziges Kind, gnädiges Fräulein, das mich noch gerne, ganz gerne zum Manne nähme, denn sie ist bei ihrer Mutter recht unglücklich. Ihre Mutter Montin ist nicht alle Tage sanft; sie schlägt manchmal meine geliebte Simon, die sich den Tod an den Leib arbeitet, um ihre Peinigerin zu ernähren.«

»Armes Mädchen,« entgegnete das Fräulein von Norville, »das muß doch recht unglücklich seyn! und gar wenn es die grausame Mutter nicht liebt; nun aber, mein junger Freund, warum heirathet Ihr das Mädchen nicht, wenn es Euch so sehr liebt?«

»Kann ich denn, mein Fräulein?« rief Stephan und war nahe daran zu weinen; »ich bin für dieses Jahr unter die Matrosen der königlichen Marine conscribirt und man will, daß ich auf einem solchen Schiffe dienen soll; doch die Gensdarmen haben mich noch immer nicht gepackt; wer wird denn meine liebe arme Simon trösten, wenn ich nicht mehr da bin? O, ich schwöre es . . .«

Er hatte nicht geendet. In diesem Augenblicke wurde die Barke wie von der Hand eines Riesen gepackt und fast senkrecht in die Höhe gerissen, so daß erst das Hintertheil sich ins Wasser hinabsenkte.

»Das Backbord querüber!« schrie der alte Poncet mit unterdrückter Stimme.

Stephan gehorchte mit einer Schnelligkeit, die der Instinct ihm eingab. Ruckweise sank die Barke wieder und nahm ihre horizontale Lage wieder ein, obwohl sie noch convulsivisch auf der tückischen Oberfläche des Sees hin- und

herschwankte. Dann kam sie aus dem Wirbel heraus, der sie verschlingen zu wollen schien, und schaukelte über die minder wild aufgeregten Fluten dahin.

Während dieser entsetzlichen Pause war auch nicht ein Wort unter denen, die im Schiffe saßen, gewechselt worden; nachdem man sich in Sicherheit glaubte, drang ein schwerer und tiefer Seufzer aus der Brust eines Jeden.

»Habe Dank, heilige Mutter Gottes,« rief vor allem der alte Poncet aus; »wir sind schön ausgewichen; gerade auf den Abyssus sind wir ja losgesteuert. Jesus Maria, wo hast Du denn deine Augen gehabt, Stephan?«

Dabei wies er mit dem Finger in einiger Entfernung im Rücken des Schiffes auf eine Stelle im See, die wirbelförmig sich über die Oberfläche erhob. Es glich einem Hügelchen, das ein Gürtel von glänzendem Schaume von weitem selbst im Dunkel der Nacht erkennen ließ. Dort also befand sich der von den Fischern so sehr gefürchtete Wasserstrudel. Ringsumher war der See von einer unwiderstehlichen Gewalt aufgewühlt, die der Oberfläche des Wassers das Aussehen eines sturmerregten Sees gab.

»Dahier ist vielleicht die gefährliche Stelle, wo Adrian zu Grunde gegangen,« dachte das junge Mädchen, die Gefahr vergessend, in der es sich eben befand.

Stephan, dessen Zerstreutheit allein das falsche Manöver, das sie Alle so gefährdet, veranlaßt, beeilte sich nun, das Wasser auszuschöpfen, das in das Schiff eingedrungen war. Nachdem dieses Geschäft beendet war, ergriff er das zweite Ruder. An der ernsten und nachdenkenden Miene der Schifferleute erkannte Amelie von Norville, daß nunmehr der Kampf mit den Fluten ernstlich seinen Anfang nehmen werde.

Schon umzog sich der dunkle Horizont im Osten mit einem weißen dann röthlichen Streifen. Wolken, weißlich und flockig, welche bisher unsichtbar gewesen, zeigten sich in den höhern Regionen der Atmosphäre und begannen violette Ränder zu bekommen. Doch lagerte aber noch immer nächtliches Dunkel in den Niederungen, und nur die kleine matte Laterne, die vorn am Schiffe mit demselben auf- und niederschaukelte, gestattete, daß man auf einige Ellen Entfernung um sich sehen konnte.

Plötzlich erhob es sich wie eine schwarze und regellose Pyramide aus dem Schooße der Fluten, es war der Felsen Roquairol, um dessen furchtbare Klippen den Tag vorher Adrian von Laroyère Jagd auf Wasservögel machen wollte. Die Spitze des Felsens zeichnete sich haarscharf am Horizonte ab. Ein dumpfes immer wiederkehrendes Getöse, ähnlich der plötzlich die Luft durchzuckenden Dechargen der Artillerie, ließ sich am Fuße dieses Felsens vernehmen, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Ursache davon zu begreifen.

Die Schiffer steuerten in gerader Linie auf den Roquairol los und bald konnte sich Amelie von Norville mit eigenen Augen überzeugen, daß Meister Poncet die Gefahr, der man sich unterzieht, wenn man dieser furchtbaren Stelle nahen wollte, keineswegs übertrieben habe. Hohe, concentrisch zugegipfelte Wogen prallten eine nach der andern mit Getose an dem Felsen, das Wasser schäumte gegen seine Seiten bis zu beträchtlicher Höhe und sank dann in die schäumige Flut nieder, welche die nachfolgende Woge gegen denselben gewälzt hatte; die in Spitzen abgehackte Klippenmasse war unnahbar. Die glatte Oberfläche war zusammenhängend und kaum daß einige Wasserpflanzen, Tamarinden, Weiden und Moose an den feuchten Bruchstellen mühsam ihr Daseyn

fristeten. Das kaum sich durchringende matte Licht, welches von oben sich langsam den Weg zu bahnen begann, verlieh dem ganzen Bilde einen traurigen Anstrich.

Große Wasservögel flatterten schwerfällig um den Roquairol und ihr unheilverkündendes heiseres Schreien vermehrte das Grauen, das die ganze Situation von vorn herein erweckte.

Alsbald befahl Meister Poncet seinem Sohne mit dem Rudern einzuhalten.

»Es ist rein unmöglich zu landen,« sagte er nach einigen Augenblicken, in denen er die Gewalt und Stärke des Wassers und die ganze Situation zu prüfen schien; »das Fahrzeug würde, ehe es den Felsen erreichte, zehnmal scheitern, und erreichte es denselben, es würde zerschmettert und zerbröckelt werden wie eine Eierschale. Es ist noch viel zu früh . . .«

Stephan nickte bejahend zu dieser Bemerkung. Amelie hingegen, welche die Gefahr weniger begriff, zeigte sich auch minder niedergeschlagen und entmuthigt:

»Muth, meine theuren Freunde,« rief sie ihnen zu; »bedenkt nur, daß Adrian vielleicht sich hier befindet, vielleicht nur wenige Schritte von uns entfernt und daß eine letzte Kraftanstrengung unsererseits ihn wohl gar retten könne.«

»Ich zweifle daran, mein liebes Fräulein,« entgegnete Poncet mit trauriger Stimme, »nun aber wir wollen es versuchen.«

Im nemlichen Augenblicke stieß er, wie wir schon früher beschrieben, einen Zuruf aus; aber auch dieses Mal erfolgte keine Antwort. Stephan und Amelie von Norville vereinigten ihre Stimmen mit jener des alten Schiffers, aber dieselbe Stille, dieselbe Einsamkeit dauerte fort.

»Ihr überzeugt Euch nun,« rief Poncet, »daß er sich nicht auf dem Roquairol befinde, wenn er dahier wäre, er hat doch Augen und würde uns sehen; er hat auch Ohren, er würde uns hören; er hat eine Stimme, er würde uns antworten; auf denn, Stephan! uns bleibt nunmehr nichts übrig, als nach Balaruc zurückzurudern.«

»O, habt doch Erbarmen, Meister Poncet, und kehrt noch nicht um!« flehte Amelie mit inniger Stimme; »vielleicht befindet sich der unglückliche junge Mann von Mühe erschöpft, von Kälte starr, sterbend, unvermögend um Hilfe zu rufen, hier in dieser Gegend des Felsens; an irgend einer Stelle desselben muß man doch landen können.«

»Das Fräulein hat Recht,« rief Stephan voll Lebhaftigkeit; »wenden wir nochmal, Vater, ich habe einen Plan.«

Darauf ergriff Stephan das Ruder und sein Vater that desgleichen, aber einzig und allein, um seinem Sohne zu willfahren, denn er erwartete durchaus keinen Erfolg von diesem neuen Versuche.

Voll Kraft ruderten nunmehr Vater und Sohn, um den Felsen zu umschiffen, aber noch immer in ziemlicher Entfernung, um den großen Wogen auszuweichen, welche noch immer ihre furchtbaren Ringe um den Roquairol zogen und von denen die allerkleinste die Barke unrettbar überschwemmt und in die Tiefe gezogen hätte.

Thatsächlich schien die Gefahr auf der entgegengesetzten Seite der Klippe minder groß und furchtbar. Die Wogen schäumten nicht mit derselben Gewalt; der Abhang des Felsens schien bedeutend sanfter, und einige Gewächse bedeckten ihn mit ihren grünen Büscheln. Auf dieser Stelle hatte eine minder starre und zartere Steinader dem zerbröckelnden Einflusse der Wogen nachgegeben und bildete eine Bucht oder

Bresche, in die sich der See mündete. Das Fahrzeug blieb nun Angesichts dieser Bucht stehen. Stephan, das Auge starr auf diesen Punkt gerichtet, schien einen gewagten Schritt zu überdenken.

»Meister Poncet,« fragte das junge Mädchen, »ist es nicht diese Einbuchtung, wo sich das kleine Bassin, genannt die »Badewanne des heiligen Wilhelm« befindet? Ich entsinne mich, daß unsere Barke an dem Tage daher gerudert worden, als ich, meine Mutter und Herr Adrian den Roquairol besuchten.«

»Ja, mein Fräulein, das ist dieselbe Stelle, aber an jenem Tage war der See in Ruhe wie die Milch in einem Topfe. O ich kenne ganz vortrefflich diese Stelle; wie oft schon bin ich hierher gerudert, um mit einer Eisensichel die Meerigel und andere an den Felsen angeklammerte Muscheln abzunehmen . . . Aber in drei Teufels Namen, wenn der heilige Wilhelm heut in seiner Badewanne steckt, dann nimmt er eine ganz tüchtige Touche gesalzenen Wassers! . . . Hören Sie das Getos, das es da drüben macht?«

»Und doch,« entgegnete Stephan mit nachdenkender Miene, »gäb' es ein Mittel . . .«

Dabei hielt er inne, als hätte er sich vor der Kühnheit seines Gedankens selbst entsetzt.

»Laß hören, Stephan,« rief ihm Meister Poncet zu; »was ist dein Plan?«

»Ach, mein Vater, wenn ich allein in meinem Seelenkränker säße, oder wenn wenigstens Du und ich allein uns in dieser Barke befänden . . .«

»Denkt nicht an mich,« fiel Fräulein von Norville dem Sprechenden voll Wärme ins Wort, »handelt so, als wär'

ich in Balaruc zurückgeblieben. Brave, wackere Leute, ist etwa mein Leben mehr werth denn das eure?«

Alsdann erklärte Stephan seinem Vater das Vorhaben; es handelte sich darum, geradewegs auf die »Badewanne des heiligen Wilhelm« loszusteuern, sich den Bewegungen der Wogen zu überlassen und in die kleine Bucht zu gelangen, auf die Gefahr hin, überschwemmt zu werden, ehe man hier ankam, oder zu scheitern, ehe man dieselbe erreichte.

Meister Poncet überlegte einige Augenblicke.

»Das ist viel gewagt, mein Junge,« rief er endlich, »aber es kann immerhin gelingen. Ich wollte was wetten, daß unser kleines Fahrzeug von dieser Fahrt manches Andenken mitnehmen wird; aber wenn ich nur eine ganz geringe Hoffnung hätte, daß der brave Adrian auf dem Roquairol gewesen.«

»Was ist das, was ich dort sehe?« rief plötzlich Amelie und wies auf einen Gegenstand, der in einiger Entfernung von dem Schiffe den Wogen zum Spielzeug diente.

Stephan griff nach dem Ruderhaken und zog einen Strohhut heran, dessen feines Gewebe und ganz moderne Form ihm ein leicht kenntliches Aeußeres verliehen. Fräulein von Norville stieß einen leisen Schrei aus, der den beiden Männern ins Herz schnitt.

»Das ist Adrians Hut!« schluchzte sie leise.

Die beiden Seeleute hatten ihn auch schon erkannt und besprachen sich mit leiser Stimme. Konnte zwar dieser Strohhut auch aus ziemlicher Entfernung von den Wogen bis an die Stelle, wo er gesehen wurde, getrieben worden seyn, so hatte es doch zunächst den Anschein, daß Adrian sich entweder todt oder lebend auf dem Roquairol befinde. So schwanden denn alle ferneren Besorgnisse des Schiffspatron, und das Angesicht

desselben, wie jenes seines Sohnes, nahmen einen Charakter an, der deutlich verrieth, daß sie Beide zu einem festen Entschlusse gekommen waren.

„Fall's aus wie es wolle," rief er mit rauher Stimme, „muß Alles ans Tageslicht kommen ... Ergreif die Ruder, ich stelle mich ans Steuer und nun mög' uns der Himmel führen!"

Beide Männer nahmen nunmehr ihre Posten ein.

„Fräulein," nahm Stephan mit feierlicher Stimme das Wort und neigte sich gegen das junge Mädchen zu, „habt Muth und Vertrauen, ich bleibe bei Euch ... Schließt die Augen und wankt nicht!"

„Was liegt am Tode noch!" seufzte Fräulein von Norville.

Die beiden Schiffer bekreuzten sich, ohne ein Wort zu sprechen.

„Rudere!" rief dann der alte Meister Poncet.

Gleich darauf stürzte das Fahrzeug, von einer unwiderstehlichen Gewalt fortgerissen, mitten in die Gefahr.

Amelie betrachtete nun festen Blickes das entschlossene Manöver der beiden waghalsigen Schiffer.

Bald aber verursachten das Gebrause der Fluten, das entsetzenerregende Steigen der Wogen ihr einen Schwindel; der Instinct des Lebens hatte über ihre geistige Kraft den Sieg davongetragen. Sie schloß die Augen. Vorder- und Hintertheil des Fahrzeugs hoben sich bald und sanken bald wieder, ganz die Bewegungen einer stark in Schwung gesetzten Schaukel nachahmend. Jeden Augenblick stürzten ganze Wassermassen auf das junge Mädchen und rannen längs ihren Gewändern nieder. Amelie glaubte schon, es sey ihre letzte

Stunde, und richtete an den Allmächtigen ein inbrünstiges Gebet.

Dieser Todeskampf, denn nicht anders kann man diese Situation nennen, dauerte etwa fünf Minuten. Aber diese fünf Minuten erschienen ihr ein Jahrhundert. Plötzlich stürzte die Barke mit dumpfem Gekrach auf seinen Kiel und es war, als wäre sie in Stücke zersplittert; das Wasser stürzte über den Kopf des in Ohnmacht niedergesunkenen Fräuleins von Norville.

»Da sind wir glücklich,« schrie der alte Poncet mit freudiger Stimme, »und so hoff' ich, ohne gerade bedeutenden Schaden gelitten zu haben; aber beim Allmächtigen, der heilige Wilhelm hat uns ganz ernstlich beschützt.«

Amelie, die wieder zu sich gekommen und eine Catastrophe gefürchtet hatte, wagte es nun, ihre Augen ringsum gleiten zu lassen. Das Fahrzeug befand sich thatsächlich in dem Raume, der einem kleinen Felsenbassin glich, und der eben den Namen die »Badewanne des heiligen Wilhelm« führte. Die beiden Schiffer waren schon ans Land gesprungen, um die Barke so weit dies möglich war, außerhalb der Triebkraft der Flut zu bringen, die sich in diesem Miniaturhafen zu ziemlich hohen und kräftigen Wogen verfing.

Fräulein von Norville beeilte sich auch ans Land zu steigen und schien gar nicht zu bemerken, daß ihre Gewänder durch und durch vom Salzwasser durchnäßt waren und sie am Gehen hinderten, als sie mit aller Hast den Felsen zu erklettern versuchte.

Das Morgenroth war indeß so weit vorgeschritten, und das Licht so stark geworden, daß es möglich war, Farben und Umrisse zu unterscheiden; überdies war der Abhang des Roquairol von dieser Seite her sanft und die Lage der Steine so

geordnet, daß sie daselbst eine Gattung Stufe bildeten, die genug leicht zu ersteigen war. Amelie, während ihres Aufsteigens von Zeit zu Zeit mit der stärksten ihr zu Gebote stehenden Stimme Zurufe ertönen lassend, hatte den Gipfel des Felsens lange vor den Schiffern erreicht, die beschäftigt waren ihr Fahrzeug in Sicherheit zu bringen, ehe sie etwas Anderes unternehmen mochten.

Als sie die höchste Spitze erklommen hatte, ließ sie gierigen Blickes die Augen ringsum schweifen. Die Aussicht von dem Gipfel dieses Vorgebirges war prächtig. Die glänzenden Wolken warfen auf die Wasserfläche des Sees einen bezaubernden Schimmer von Purpur und Gold. Die Wogen schienen von brillantenen Reifen eingefaßt, während das feste Land, ringsum noch von Nebeln eingehüllt, eine dunkle und geheimnißvolle Masse bildete. Aber so weit das Auge reichte, gewahrte man nichts als einen weißen Schleier; auch nicht Ein Fahrzeug war zu sehen, das den Kampf mit den noch grollenden Wogen versuchte, auch nicht Ein fremdartiger Gegenstand war zu erblicken, der im Schaume der Klippen hin- und hergeschleudert worden wäre. Der Roquairol, der von diesem Punkte aus nach allen seinen Seiten betrachtet werden konnte, war ganz und gar verödet, nichts bewegte sich auf diesen kantigen Klippen, die so oft vom Sturme zerklüftet wurden

Nachdem sich Amelie von der Nutzlosigkeit ihrer Nachforschungen überzeugt hatte, schickte sie sich an, den Felsen wieder herabzusteigen und sich zu ihren Gefährten zu begeben. Eine große Muthlosigkeit hatte sich ihrer bemächtigt. So viele Bemühungen, solchen Aufwand von Kraft und Todesgefahr und Alles ohne ein anderes Resultat, als die Bestätigung eines elenden Todes des armen Adrian von La-

royère. Bei diesem Gedanken schnürte sich das Herz des armen Mädchens krampfhaft zusammen und Thränen, welche Niemand gewahrte, schlichen schweigend über ihre Wangen.

Plötzlich bemerkte sie unten im Schatten einiger Kräuter einen Gegenstand von lebhafter Rosafarbe, die von dem dunklen Grunde des Felsens stark abstach. Sie näherte sich demselben mit aller Hast und erkannte einen jener großen und schönen Vögel, die in Frankreich so selten vorkommen und die man Rosenflamingos nennt.

In seinem Jagdeifer war Adrian von Laroyère längst schon nach einer solchen Beute lüstern gewesen und war, um eine solche habhaft zu werden, gewiß nach dem Felsen Roquairol gerudert. Der Vogel, der mit sichtlicher Sorgfalt zu den Füßen eines Gesträuchs niedergelegt worden war, schien daher vor Wind und Regen geschützt zu seyn. Ohne Zweifel wollte der arme junge Mann, im Momente, als er die Wuth des Wassers zu bekämpfen hatte, seine glorreiche Beute nicht den Wechselfällen eines Schiffbruches aussetzen und hatte sie an dieser Stelle versteckt, um sie später wieder daselbst aufzusuchen. Aber allem Anscheine nach sollte der Jäger sich niemals einer so glänzenden Beute rühmen.

In diesem Augenblicke erweckte ein durchdringendes Geschrei die Aufmerksamkeit des Fräuleins von Norville, der alte Meister Poncet und sein Sohn Stephan riefen ihr in dieser Weise von einer Stelle zu, die einer Plattform ähnlich zwölf bis fünfzehn Fuß vom Strande entfernt lag. Sie wendete die Augen nach dieser Seite hin; wie groß war ihr Erstaunen, als sie gewahr wurde, daß die Schiffer nicht mehr allein waren. Zu ihren Füßen, auf dem nackten Felsen ausgestreckt lag eine dritte Gestalt, welche vordem zu er-

blicken ihr offenbar durch die sonderbaren Krümmungen des Bodens nicht möglich gewesen.

Eine gewaltige Gemüthsbewegung bemächtigte sich des Mädchens, sie ließ den Flamingo fallen, den sie im ersten Augenblicke mitzunehmen gedacht hatte.

Mit solcher Hast kletterte sie den Roquairol herunter, daß man fürchten mußte, sie zerschmettere sich.

In wenigen Secunden hatte sie die Plattform erreicht, auf der ihrer ein herzzerreißendes Schauspiel harrte.

Es war thatsächlich Adrian von Laroyère, den die beiden Schiffer auf den Klippen des Roquairol hingestreckt gefunden hatten. Adrian hatte einen Zwilchrock an, der über und über vom Salzwasser getränkt war. Er gab kein Lebenszeichen von sich, Todesbläße bedeckte sein Angesicht. Seine Hände waren ganz zerfleischt, sein an der Brust geöffnetes Hemd ließ die Spuren starker Quetschungen sehen. Unter der Stirne hatte er eine breite und tiefe Wunde, aus der eine große Menge Blutes geflossen war. Ohne Zweifel hatte er sich, nachdem er von der Gewalt des Wassers mehre Male gegen den Felsen geschleudert worden, bis hierher geschleppt. Seine Wunden hatten es ihm nicht gestattet, weiter zu gehen, er mußte zusammengesunken seyn, um sich vielleicht nicht wieder zu erheben. Ungeachtet des Zustandes der gräulichen Verwüstung, in den ihn sein hartnäckiger Kampf mit den Fluten versetzt hatte, konnte man doch kaum einen schöneren Anblick genießen, als diesen edlen, jungen, des Lebens beraubten Mann. Die Bläße seines Angesichts ließ den eleganten Schnurbart in seiner ganzen Schwärze hervortreten und nicht minder die schönen dichten Augenbrauen. Ein Zug der Güte war diesen Gesichtszügen aufgedrückt und die entfärbten Lippen schienen zu lächeln.

»Großer Gott, er ist todt!« rief Fräulein von Norville.

»Nein, nein, Dank sey es der himmlischen Jungfrau!« erwiederte der alte Meister Poncet, »aber es war die höchste Zeit. Nur eine Viertelstunde noch und ... vielleicht wär's gar mit ihm gewesen. Gib mir doch die Kürbisflasche mit dem Schnaps, Stephan, und Sie, mein Fräulein, leihen Sie mir, ich bitte Sie, Ihr Tuch, um damit diese gräßliche Wunde zu verbinden.«

Der wackere Schiffer verband, nachdem er die Wunde zuvor gewaschen hatte, dieselbe mit dem in Salzwasser getauchten Tuche. Dann fing er die Schläfen des Verwundeten zu reiben an, was er mit dem Branntwein sehr geschickt ausführte, und endlich gelang es ihm, einige Tropfen dieses belebenden und erwärmenden Getränkes zwischen die festgeschlossenen Zähne des armen Adrian zu gießen. Amelie und Stephan erwarteten mit Angst den Erfolg dieser sorgfältigen Bestrebungen.

Der bewußtlose Zustand, in dem sich der junge Jäger befand, war minder veranlaßt durch die Bedeutenheit der Wunde, als durch den Verlust des Blutes, die Ermattung, den Frost und die Feuchtigkeit. Kaum war eine Viertelstunde vorüber, als er schon Lebenszeichen von sich gab; nach und nach kehrte Wärme in seine Glieder zurück und endlich öffnete er gar die Augen. Aber im ersten Momente war sein Blick matt, wie erloschen, und schien nichts zu erkennen, was um ihn herum vorging. Der alte Meister Poncet ließ ihn nun eine stärkere Dosis seines Lebenselixirs, wir meinen nemlich den Schnaps, hinunterschlucken; dann hüllte er den armen Verwundeten in den Wollmantel, den er vorsichtshalber und durch ähnliche Vorfälle schon gewitzigt, mitge-

nommen hatte. Nun erst begann der Gescheiterte nach und nach vollkommen den Gebrauch seiner Geisteskräfte wieder zu gewinnen.

Vor Allem betrachtete er voll Erstaunen die ängstlichen Mienen derer, die über ihn gebeugt waren; als er den Meister Poncet und seinen Sohn Stephan erkannt, dankte er ihnen mit einem freundlichen Lächeln. Als aber seine Augen auf den anmuthigen Zügen des Fräuleins von Norville haften blieben, schien er an diesen Beweisen seiner wiedergewonnenen Sinne zu zweifeln und mit kaum vernehmlicher Stimme flüsterte er:

»Amelie . . . Fräulein von Norville . . .«

Das junge Mädchen schwamm in Thränen, aber dieses Mal war es die Freude, die ihr diese Tropfen in die Augen preßte.

»Er lebt!« rief sie vor Entzücken außer sich aus; »er hat uns erkannt . . . er ist gerettet!«

»Und er kann mit allem Rechte sagen, daß er dies Euch dankt, mein liebes Fräulein,« rief der alte Meister Poncet, sich wieder aufrichtend, »denn wenn Ihr nicht gewesen wäret, der Teufel weiß es, ob wir es gewagt hätten, so ganz allein zu unternehmen, was uns wunderbar geglückt. Ja, seht sie nur an, Herr Adrian,« fügte er, zu dem Verwundeten gewendet, hinzu, »Ihr seyd diesem Mädchen da eine ganz gewaltige Wachskerze schuldig. Wahrhaftig, in diesem lieben kleinen Dinge steckt mehr Muth, Kaltblut und Unerschrockenheit in mächtiger Gefahr, als in uns alten Seehunden, wie ich und die Andern es sind. Doch wir wollen nun zusehen, was zu beginnen ist. Befindet Ihr Euch bereits besser? Wollt Ihr nicht vielleicht einen kleinen Versuch machen, Euch aufzurichten?«

Adrian versuchte aufzustehen, aber alsogleich sank er wieder, einen schmerzlichen Wehruf ausstoßend, zurück.

»Alle meine Glieder sind gebrochen,« rief er schwach.

»Ja wohl, Ihr seyd ganz gewaltig hin- und hergeschleudert worden, ich kann mir's denken,« rief der alte Seemann; »ich will's Euch nur sagen, was sich mit Euch alles zugetragen hat, als hätt' ich's mit meinen eigenen Augen gesehen. Gestern Abends, als Ihr auf der Lauer gestanden, auf die Flamingos, habt Ihr Euch verspätet; ist's nicht so? Als Ihr dann in eurem Schifflein nach Balaruc zurückrudern wolltet, hat der Sturm bereits angefangen?«

Adrian machte eine zustimmende Bewegung.

»Alsdann ist euer Schifflein gescheitert,« fuhr Poncet fort; »aber da Ihr ein guter Schwimmer seyd, kamet Ihr in die Gegend des Felsens Roquairol, seyd aber mehre Male von der Gewalt des Wassers gegen die Klippen geschleudert worden, ehe Ihr das feste Land zu erreichen im Stande gewesen . . .«

»Länger als eine halbe Stunde hab' ich gegen die Trümmer und die tobende Flut angekämpft,« erwiederte Adrian, zitternd bei dem Gedanken an die überstandene Gefahr; »es ist wahrhaftig ein Wunder des Himmels, daß es mir gelang, ans Land zu kommen, und bis daher mich zu schleppen, wo ich endlich die Besinnung verloren habe . . .«

»Und so seyd Ihr die ganze Nacht in diesem Zustande geblieben, die Sache ist klar, wie der Tag, der schon heranbricht; o mein edler guter Herr Adrian, das ist denn doch wieder ein Stück Vergnügen, das Euch theuer genug zu stehen gekommen!«

Amelie fiel verlegen in diese Rede.

»Vater Poncet,« begann sie, »es ist vielleicht nicht

gut, daß Herr Adrian so viel spricht . . . Außerdem hat er noch andere Hilfe nöthig, die wirksamer seyn wird, als es die ist, die wir ihm leisten konnten . . . Seyd Ihr nicht der Ansicht, daß wir ihn ins Schiff tragen und ihn nun so schnell als möglich nach Balaruc zurückbringen?«

»Nur noch einen Augenblick laßt, meine kleine Dame, den armen Herrn zu Athem kommen. Je länger wir warten, desto besser geht es dann von Statten; die Wellen werden von Minute zu Minute kleiner und von jetzt ab in einer Stunde ist der See wieder ruhig und sanft wie Oel. Alle Wetter, der junge Herr, denk' ich, hat für genug lange Zeit Salzwasser getrunken.«

Als Stephan sah, daß der junge Jäger wieder vollkommen zur Besinnung gekommen, trat er zu Adrian heran, um ihn die Hand zu drücken.

»O wie bin ich glücklich und zufrieden, Euch, Herr Adrian, wieder am Leben zu sehen!« rief er voll naiver Herzlichkeit; »wie es den Anschein hat, seyd Ihr ganz gehörig zugerichtet worden; nun aber seht, um den Preis der Gefahren, die ich überstanden, wollt' ich, daß meine arme Simon das für mich gethan hätte, was dieses vortreffliche Fräulein für Euch that.«

»O übertreibt doch nicht den Antheil, den ich am glücklichen Gelingen eurer Fahrt habe,« rief das Fräulein von Norville voll Verwirrung; »ohne Euch und euren Vater, deren Standhaftigkeit und Unerschrockenheit alle Hindernisse besiegen halfen, was, frag' ich Euch, hätte alle Ohnmacht meines guten Willens noch genügt?«

»Ich sehe schon,« begann Adrian etwas lebhafter, »ich habe heute eine ganze Menge von Verpflichtungen auf mich geladen . . . ich werde versuchen, es diesen trefflichen

Leuten hier zu entgelten, aber Euch, mein Fräulein," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, "wie Euch meine Erkenntlichkeit bezeigen, es wäre denn, daß ich Euch das ganze Leben, welches Ihr mir gerettet, zum Opfer bringe?"

Er wollte noch einige Worte vorbringen, wurde aber von einem neuen Anfall der Schwäche bewältigt, so daß ihm die Stimme gebrach. Amelie beeilte sich, ihm ihre mitgenommenen flüchtigen Salze riechen zu lassen, während der alte Poncet seine Reibungen von neuem begann. Adrian erholte sich bald und versuchte zu sprechen, doch ließ man es nicht mehr zu und machte Anstalten zu Schiffe zu gehen.

Indessen war der Tag vollends angebrochen; die Sonne, die sich von den schimmernden Wolken, welche sie bei ihrem Aufgange eingehüllt hatten, frei gemacht, übergoß den ganzen Horizont mit ihrem Lichte, die leichten Dünste des Tagesanbruchs hatten sich nach und nach verflüchtigt, die Luft hatte jene herrliche Durchsichtigkeit wieder gewonnen, die immer die Folge eines heftigen Gewitters zu seyn pflegt. Von der Höhe des Roquairol konnte man nunmehr die Gestade des Sees, mit den malerischen Dörfern, den üppigen Weingärten und den Olivenpflanzungen überschauen; noch weiter hinaus sah man sogar die öden Strecken und die Moore und Sümpfe. Nach der andern Seite wieder erblickte man die weißen Sandufer und die bläulichen Fluten des Meeres. Im Westen, in unendlicher Entfernung, erhob sich die Pyrenäenkette und der majestätische Canigon, diese vorgeschobene Schildwachen einer Kette von granitnen Riesen.

Ein Umstand machte die beiden Schiffer insbesonders staunen, die Bewegung der Wellen um den Felsen herum hatte sich bei weitem mehr vermindert, als sie gedacht hatten.

Die Wogen, die sich kurz zuvor mit solcher Gewalt im „Bade des heiligen Wilhelm“ gebrochen hatten, hatten ihre wilde Heftigkeit ganz und gar verloren. Nichts stand also dem Vorhaben, sich unverweilt einzuschiffen, entgegen.

Die beiden Poncet, Vater und Sohn, hoben Adrian mit aller Vorsicht auf ihre Arme und trugen ihn in die Barke, aus der sie das eingedrungene Wasser vorher bereits ausgeschöpft hatten. Doch da bot sich nun eine Schwierigkeit dar: der Verwundete vermochte nicht seinen Kopf aufrecht zu erhalten, der bald rechts, bald links auf seine Schulter niedersank. Amelie bot sich erröthend an, ihm als Stütze zu dienen; sie nahm deshalb rückwärts im Schiffe Platz und Adrian legte seinen Kopf auf ihre Knie, während das junge Mädchen denselben mit zitternden Händen aufrecht hielt.

Nur eine ganz kleine Bewegung reichte aus, um das Schiff, das mit solcher Gefahr und mit solchem Aufwand von Kräften in das Bassin war gebracht worden, aus demselben zu bringen. Die Wirbel und Strudel, welche sich um das Gestein des Roquairol bildeten, hatten die beiden Schiffer wohl sehr besorgt gemacht, aber nach wenigen Ruderschlägen waren alle ihre Befürchtungen geschwunden und sie hatten alle gefährlichen Punkte überwunden.

Man ruderte nun ganz ruhig an das Gestade. Adrian befand sich im Zustande vollkommener Bewegungslosigkeit; nach seiner Blässe zu schließen, war er ohnmächtig, aber sein glänzender Blick verrieth, daß er das völlige Bewußtseyn der für ihn so unvergleichlich süßen, für seine Gefährten aber so zarten Situation habe. Amelie, von der Festigkeit seines Blickes verlegen gemacht, wendete oft ihren Kopf ab, aber die beständige Sorgfalt, welche der Zustand des jungen unglücklichen Mannes erforderte, nöthigten sie immer wieder,

ihre Blicke auf denselben zu richten, manchmal sogar ihn sanft mit ihren Armen zu drücken. In solchen Momenten strahlten Adrians Züge von himmlischer Seligkeit, so daß Amelie, zaghaft und zitternd, sich ihre unwillkürliche Zärtlichkeit vorwarf.

Trotz dieser unschuldigen und neuen Gemüthserregungen dachte das arme Mädchen nicht ohne Schreck an die Gefahr, in dieser Lage nach Balaruc zurückzukehren. Was wird man denken, wenn man sie in dieser Verkleidung erblickt? Was wird ihre harte, in ihrer Autorität so eifersüchtige Mutter dazu sagen? Der gute Ruf Ameliens war auf das Spiel gesetzt, wenn man Kenntniß bekam von diesem nächtlichen Ausfluge zur Nachforschung des schönen jungen Mannes; und eine innere Stimme flüsterte dem Fräulein von Norville zu, daß dieser Tadel durchaus nicht ganz unverdient sie treffe.

Ihre Aengstlichkeit wuchs immer stärker, je mehr sich das Schiff dem Ziele seiner Reise näherte. Am Gestade vor Poncet's Hause gingen mehre Menschen auf und nieder und blickten häufig auf die See hinaus. Ohne Zweifel waren die Kommenden schon von der Ferne bemerkt worden und man erwartete mit Angst das Resultat ihrer Nachforschungen. Das Fenster im Gemache der Frau von Norville war ungeachtet der Morgenstunde geöffnet und Amelie glaubte ihre Mutter zu sehen, die mit einem Fernglase bewaffnet ihre Rückkehr erwarte. Sie bebte, und so zitternd hüllte sie sich nun enger in ihren Mantel und zog die Schiffsmütze tiefer in ihr Gesicht hinab. Es schien ihr, als könnte man von solcher Ferne bereits Scham und Verwirrung aus ihrer Miene lesen.

Bald auch konnte sie sich überzeugen, daß alle ihre

Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen waren. Unter den am Gestade versammelten Personen erkannte sie Malevieux, den Doctor und mehre Bewohner des Badehauses. Eine weiße und schlanke Gestalt zeichnete sich immer bestimmter in der Fenstereinfassung ab. Wie konnte Amelie mitten unter all diesen Leuten noch länger ihr Incognito bewahren? Unter andern Umständen würde sie die beiden Schiffer gebeten haben, an einer andern Stelle zu landen; aber der beunruhigende Zustand Adrians gestattete durchaus nicht eine Verlängerung der Fahrt, überdies würden Vorbereitungen, die einer Art Flucht gleichsahen, in diesem Augenblicke den Verdacht nur noch gesteigert haben.

»Nun so sey es,« flüsterte sie, »ich bin verloren! Allmächtiger Gott, ich war ja viel zu glücklich!«

Plötzlich stieß eines von den kleinen Fahrzeugen, die man Seelentränker nannte, vom Gestade ab und näherte sich mit aller Eile den Ankommenden. Auf diesem Schifflein befand sich Mutter Poncet, die es wie eine Feder auf dem Spiegel des Wassers hin- und herbewegte. In wenigen Minuten befand sich die kräftige Nereide am Bord des Schiffes, das ihr Mann und ihr Sohn dirigirten. Sie warf einen Blick voll Neugierde rings im Schiffe herum und erkannte Adrian.

»Ah!« rief sie zufriedengestellt, »habt Ihr also doch den jungen Herrn aufgefunden? Das ist gut. Wie ich glaube, ist er etwas stark zu Schaden gekommen, aber die Barke ist ganz unbeschädigt. Vorwärts, vorwärts, Ihr habt Euren Branntwein verdient! Und was Euch betrifft, mein kleines Fräulein,« fuhr Mutter Poncet zu Amelie gewendet fort, »findet Ihr es nothwendig, daß diese großen Pflastertreter des Badehauses

Euch zugleich mit unsereins aus dem Schiffe steigen sehen? Kommt nur schnell mit mir, ich bringe Euch ans Land dort hinter jenen Bäumen und während sich Alles mit dem jungen unglücklichen Herrn da beschäftigt, legen wir auf diese Art den bösen Zungen einen Keil unter.«

Amelie beeilte sich, diesem Vorschlag Folge zu leisten, nachdem Stephan zuvor es über sich genommen hatte, des unglücklichen Verwundeten Kopf zu halten. Als dieser Wechsel vor sich ging, stieß der Arme einen schmerzlichen Seufzer aus. Darauf sprang Amelie ins Schifflein der Mutter Poncet und war über diese unerwartete Hilfe so außer sich vor Freude, daß sie die schmutzige und zänkische Alte, die ihr dieselbe geboten, hätte umarmen mögen. Dann ruderte die Barke weiter, während das Schifflein, worin Amelie sich befand, zurückblieb.

»Das war doch zu guter Stunde,« rief Margaretha Poncet, »auf diese Weise werden sie doch nichts sehen . . . Wahrhaftig, mein liebes Kind, es hätte mir leid gethan, wenn man sich auf eure Kosten lustig gemacht hätte, denn Ihr seyd mir zu gut für diese Lästerzungen und dabei nehmt Ihr Euch doch etwas zu wenig in Acht. Doch ich habe daran ganz gut gedacht. Diesen Morgen kam Therese zu mir, die Magd, die Euch Mantel und Mütze ihres Geliebten geliehen und Euch die Thüre geöffnet, als Ihr zur Nachtzeit aus dem Hause gewollt, während Alles glaubte, daß Ihr fest in eurer Stube schliefet. Sie vertraute mir, wie sie ganz in Aengsten sey, als sie Euch noch immer nicht zurückkommen sehe. Voraussehend wie alles kommen könne, hatte sie den guten Einfall, in unsere Hütte euren Shawl und Strohhut zu bringen. Ihr tretet in das Haus durch die rückwärtige Thüre, dann kommt Ihr vorne heraus ganz als Dame gekleidet, als wäret

Ihr zu mir gekommen, Neuigkeiten zu erfahren und wäret im Begriffe gewesen, eure Morgenpromenade fortzusetzen.«

Dieser Plan war gar vortrefflich überdacht und das junge Mädchen klatschte vor Freude in die Hände.

»Dank Euch, Dank Euch, meine gute Mutter Poncet,« rief sie aus; »ich schuld' Euch mehr als mein Leben!«

Mittlerweile landete die Barke im Angesicht des Badehauses, und die Personen, welche sich am Gestade befanden, waren herbeigeeilt, um bei der Ausschiffung thätige Hilfe zu leisten. Malevieux, frisirt, rasirt, im schwarzen Kleide und weißer Cravate, ganz wie gewöhnlich, näherte sich mit offenherziger Miene den beiden Schiffern.

»Schön, schön von Euch, meine Freunde,« begann er mit gezwungenem Lächeln, »Ihr bringt mir also diesen jagenden Don Quixotte, diesen auf Seeabenteuer herumschiffenden Lustwandler etwas gequetscht, übel zugerichtet und wohl zu Genüge seiner Unternehmungen à la Actäon und Phöbus gesättigt wieder zurück . . . Aber, aber,« fügte er sogleich mehr erstaunt als entsetzt hinzu, als er seinen Neffen näher betrachtete und jeder Empfindung beraubt erblickte, »der arme Junge hat seine tolle Waghalsigkeit wahrhaftig mit dem Leben bezahlt!«

»Nein, nein, mein alter Herr, Ihr verrechnet Euch,« entgegnete der alte Meister Poncet beißenden Tones. »Ich muß Euch sagen, er hat eine gute Haut, wenn sie auch ein wenig zerfleischt aussieht . . . Doch nun handelt es sich nicht darum, saumselig zu seyn; sieh da, der Herr Doctor Moirot, der seine Wunden besehen und ihn vom Kopf bis zum Fuße untersuchen wird, ehe man ihn noch da unten calfatert . . . Vorwärts, Stephan!«

Und nun schickten sich Beide, Vater und Sohn, sorgfältig an, den armen unglücklichen Mann ins Badehaus zu tragen.

Während sich in dieser Weise die ganze Aufmerksamkeit auf den unglücklichen Adrian concentrirte, landete Fräulein von Norville auf einer etwas abseits gelegenen Landzunge mit Margaretha Poncet.

Heimlich erreichte sie die Schifferhütte, kleidete sich in die für sie zurecht gelegten Gewänder schleunigst um und trat alsbald wieder aus der Hütte, als wäre sie eben von einer sentimentalen Promenade am Gestade des Sees zurückgekehrt. In der That würde ein aufmerksamer Beobachter, trotz ihres langen Shawls, ihr von Seewasser über und über durchnäßtes Oberkleid und die von Feuchtigkeit und Koth übel zugerichteten Schuhe bemerkt haben; aber die Bewohner von Balaruc pflegten Niemanden so genau anzusehen, und Amelie konnte in das Badehaus eintreten, ohne daß Jemand auch nur eine geringe Ahnung von ihrer gefährlichen Fahrt auf dem See von Thau gehabt hätte.

V.

Mutter und Tochter.

Die Marquise von Norville war die Tochter eines reichen Kaufmanns von Nimes. Noch sehr jung hatte sie den Herrn von Norville, einen Edelmann mit einem kleinen Vermögen, aber von einer in der Provinz geachteten Familie, geheirathet. Gegenseitige Liebe war, so sagte man, die Ursache dieser Verbindung; indeß mochten die wirklichen Motive dazu einerseits Liebe zum Golde, anderseits das Streben gewesen

seyn, den bürgerlichen Namen gegen den Adelstitel einzutauschen. Herr von Norville, körperlich nicht mit zu großer Gesundheit ausgestattet, war schwächlich und auch geistig nicht besonders stark, seine junge Gattin hingegen, lebhaft, ruhelos und unternehmend, trieb ihre Coketterie so weit, als es ihr die Sorge für ihren guten Ruf gestattete. Somit galt diese Verbindung keineswegs für eine der glücklichsten. Der Marquis, genöthigt den Forderungen seiner Gemalin nachzugeben, hatte es endlich überwunden und ließ sie so ziemlich Herrin über alle ihre Handlungen seyn, und nach seinem Tode, welcher nur wenige Jahre nach seiner Heirath erfolgte, hatte Frau von Norville sich ganz in die unabhängigen Manieren einer reichen und vielgeschmeichelten Witwe hineingelebt.

Eine Frau von diesem Character und in solchen Verhältnissen konnte nach der Meinung der Welt nicht unterlassen, sich bald wieder zu vermälen. Doch das war hier nicht der Fall. War es nun, daß die schöne Witwe, statt einen neuen Gebieter zu wählen, es vorzog, die Rolle der Sonne zu spielen, die von allen Geschöpfen bewundert wird, ohne für eines insbesonders da zu seyn, oder war es, daß sie unter der Menge der nach ihr seufzenden Paladine keinen ihrer Wahl würdigen Mann finden konnte, sie hatte nun einmal die vortheilhaften Partien, die sich ihr dargeboten hatten, abgewiesen. Sie hatte diese Abweisung mit dem Wunsche, sich ausschließlich der Erziehung ihrer einzigen Tochter zu widmen, gerechtfertigt und in Anbetracht eines so ernstlichen Vorhabens waren die hartnäckigsten Verfolger endlich gezwungen, sich zurückzuziehen.

Amelie war auch — in den ersten Jahren — das Ideal ihrer Mutter, die nicht genug die naive Grazie, die

Zierlichkeit und den hervorspringenden Verstand ihres Kindes bewundern konnte.

Selbst noch jung, hatte die Marquise, man verzeihe uns das Gleichniß, dessen wir uns bedienen, mit ihrem Kinde wie ein Kind mit seiner Puppe gespielt. Ihre beständige Beschäftigung in dieser Zeit bestand nur darin, immer neue Kleider zu erfinden, um das Kind zu schmücken, seine anmuthigen Worte nachzusprechen und ihm eine Erziehung zu geben, weit voraus über die anderen Kinder gleichen Alters. Später hatte sie das Vergnügen, die raschen Fortschritte ihrer jungen Schülerin in allen Gebieten des Wissens und in allen zur Verschönerung des Lebens bestehenden Künsten, welche sie ihr beigebracht hatte, zu beobachten. Sodann konnte, so lange Amelie für ein Kind galt, Frau von Norville für die stolzeste und glücklichste der Mütter gelten; niemals empfand eine Mutter für ihr Kind eine zärtlichere und ergebenere Zuneigung, als Frau von Norville für ihre Amelie.

Aber etwa zwei Jahre vor der Epoche, in welcher unsere Geschichte ihren Anfang nimmt, hatte sich ein auffallender Wechsel eingestellt. Anstatt jenes liebenswürdigen allerliebsten Kindleins, anstatt jener lernbegierigen Schülerin von ehemals, erblickte die Marquise an ihrer Seite plötzlich eine großgewordene Jungfrau, schön, unterrichtet und voller Reize. Sie, die bisher an die ungetheilten Aufmerksamkeiten gewöhnt gewesen, mußte nun bemerken, daß, wenn sie einen Salon betrat, die Aufmerksamkeit nicht mehr ausschließlich ihr geschenkt ward, auch ihre Tochter empfing, wo sie ging, Blicke und Lächeln der Bewunderung.

Man bildete nicht mehr Kreise um die Mutter. Wenn manche geschulten Männer, manche Helden der Fashion, reif

wie Malevieur an dem geistreichen Geplauder nur vorübergehendes Vergnügen fanden, die jungen Elegants, die Ritter der Mode drängten sich einander um die Wette um Amelien.

Von diesem Augenblicke verwandelte sich die Liebe der Marquise zu ihrer Tochter vorerst in Kälte, später in etwas, was einer Feindseligkeit der Gesinnung glich. Die beleidigte Coketterie ist der schlechteste Sauerteig, der ein weibliches Herz in die Höhe treibt. Frau von Norville sah in Amelie eine Rivalin, von der sie in Jugend und Schönheit übertroffen wurde; was aber noch mehr war, sie hatte das Bewußtseyn, daß das junge Mädchen die niedrige und unwürdige Eifersucht ihrer Mutter durchblickt hatte. So denn unzufrieden mit den Andern und mit sich selbst, befand sich die Marquise beständig in einem Zustande zurückgehaltener Aufregung, welche sie streng, ungerecht, mitunter grausam machte.

So geschah es denn insbesonders nach der Ankunft der beiden Frauen von Norville in dem Bade von Balaruc, daß diese Abneigung der Marquise gegen die arme Amelie mit erneuerter Stärke zu Tage kam. Die Marquise wollte nemlich ihre Tochter beständig im Zimmer eingeschlossen halten, während sie selbst in dem Salon herumkam, oder die Promenade mit den übrigen Badegästen besuchte. Es verging kein Tag, kaum eine Stunde, in der sie ihrer Tochter nicht einen bittern Vorwurf machte über ihr Benehmen, über ihre Tracht, über ihre Handlungen und Reden. Mit stummer Resignation ertrug das unglückliche Kind diese tausend Nadelstiche, die mit einer verzweifelten Beharrlichkeit auf einander folgten. Trotz des Stolzes, ja trotz der Verwegenheit ihres Charakters, war sie doch demüthig gegenüber ihrer Mutter, welche

sie einst so geliebt und die an ihren Qualen jetzt solches Vergnügen zu empfinden schien. Das Pflichtgefühl hielt sie immer in den streng gezogenen Grenzen der Unterwerfung und wußte im Herzen des Mädchens, bis auf einen gewissen Grad, immer einen Rechtfertigungsgrund für diese empörende Tyrannei zu finden.

Man denke sich nunmehr den Schrecken, den das Mädchen empfand, als es bei seiner Rückkehr von der abenteuerlichen Fahrt auf dem See von Thau in das Zimmer trat und sich plötzlich der Frau von Norville gegenüber erblickte. Um diese noch nicht weit vorgerückte Stunde pflegte die Marquise in der Regel nicht aufgestanden zu seyn; Amelie konnte demnach nicht ohne Zuversicht sich der Hoffnung hingeben, unbemerkt in ihr Zimmer gelangen zu können. Aber die Marquise erschien auf der Schwelle der Verbindungsthür beider Gemächer gehüllt in einen musselinenen Morgenmantel und fragte in strengem Tone:

»Woher des Weges, mein Fräulein?«

Amelie hatte für diese Frage eine ganze Fabel vorbereitet, die sie zur Antwort geben wollte; aber das Gewissen, das ihr das Unrecht dessen, was sie gethan, vorhielt, ließ es ihr nicht zu, sich derselben zu bedienen. Sie stotterte, sie stammelte, dann sank sie zu den Füßen ihres Richters und brach in Thränen aus, ohne etwas Anderes aussprechen zu können, als die Worte:

»Mutter, meine gute Mutter, verzeihe mir!«

»Stehe auf, ich liebe dergleichen Scenen nicht, Kind! Ich will nur wissen, was sich alles zugetragen hat ... ich will Alles wissen, hast Du mich verstanden?«

Amelie gehorchte und erzählte mit bewegter Stimme, wie sie Tags vorher mit Hilfe des Dienstmädchens aus dem

Hause geschlichen, wie es ihr gelungen, trotz der Augenscheinlichkeit der Gefahr die beiden Poncet zu bereden, daß sie die Barke ins Wasser schoben, wie Adrian Laroyère leblos auf dem Roquairol gefunden worden, wie sie es endlich angestellt, um, ohne gesehen zu werden, ins Badehaus zurückzukehren.

»Meine Mutter,« fügte sie hinzu, als sie ihre Mittheilung endete, »ich habe ohne Zweifel ein Unrecht begangen, daß ich, ohne Dich zu befragen, diesen unüberlegten Schritt unternommen habe, aber denke nur an die entsetzliche Lage des jungen Mannes, der von allen, selbst von seinen nächsten Verwandten, verlassen war und Du wirst, ich bin dessen gewiß, in der Güte deines Herzens einen Entschuldigungsgrund für mein Vergehen finden.

Die Marquise, die in einem Armstuhl Platz genommen, hörte mit kalter Miene die freien und offenen Berichte zu.

»Wunder über Wunder, mein Fräulein!« rief sie endlich voll Ironie, »Dir fehlt ja gar nichts mehr, um eine ganz vollendete Romanheldin zu werden. Diese Verkleidung, die von den Wogen auf- und abgeschaukelte Barke, die Nacht mit dem gräßlichen Sturme, dieser Schiffbrüchige, dem Du das Leben gerettet, dies Alles ist ja ganz allerliebst . . . doch aber steigt mir noch ein Zweifel auf, war es blos ein Gefühl der Menschlichkeit, dem Du nachgegeben, als Du diese abenteuerliche Fahrt unternommen, auf die Gefahr deines eigenen Lebens und deines guten Rufes? Hat es niemals zwischen diesem jungen Manne und Dir irgend ein Verständniß gegeben, das mehr als gewöhnliche Artigkeit wäre? Hat er nie an Dich etwa jene frivolen Schmeicheleien gerichtet, die manchmal den Kopf so junger Mädchen, wie Du eines bist, verdrehen?«

»Mutter,« entgegnete Amelie erröthend und die Augen niederschlagend, »Adrian hat mir thatsächlich schon bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise einer erhöhten Theilnahme, einer Zuneigung gegeben ... Aber ich schwöre es Dir, daß bis zum heutigen Tage ...«

»O nun freilich, mit dem heutigen Tage ist die ganze Sache erst in Richtigkeit gebracht worden,« erwiederte die Marquise, deren Stirne sich faltete.

»Denke doch nur, Mutter, an den gräßlichen Zustand, in welchem wir ihn gefunden, kaum daß er noch zu athmen im Stande war, und er konnte mir nichts als ein Wort des Dankes stammeln; doch ich muß es gestehen, dieses eine Wort war so tief empfunden, von einem so beredten Blicke begleitet, und kam aus einem so edlen Herzen, daß ich zu errathen glaubte ...«

»Was glaubtest Du zu errathen?« unterbrach die Marquise Amelie, ihr rasch ins Wort fallend. »Willst Du mir vielleicht zu verstehen geben, daß Adrian Dir einen besondern ... Vorzug einräume?«

Das Mädchen ließ den Kopf schweigend sinken.

»Das ist nicht so, da irrst Du Dich,« fuhr Frau von Norville mit ungewöhnlicher Wärme fort, »er, ein Pariser, ein Mann aus den besten Cirkeln, wird sich da in ein winziges Ding, in eine unbedeutende Badebesucherin, wie Du eine bist, vergaffen? Das ist ganz und gar nicht so, das sag' ich Dir, Du bist eine Närrin, ein eitles Kind! Du legst Dir in deiner Coketterie ein ohne alle Bedeutung gesprochenes Wort ... doch, was red' ich denn, er kann Dich nicht lieben und ich meinerseits verbiete Dir, dergleichen zu sprechen, und daran zu denken, daß Adrian von Laroyère Dich lieben könne ...«

Thränen glänzten in den Augen der Marquise, ungeachtet sie sich bemühte, dieselben zu ersticken.

Amelie betrachtete sie nun mit Erstaunen, aber zugleich mit Entsetzen. Zu naiv, um die Ursache dieser Aufregung zu begreifen, glaubte sie unbewußt die Mutter durch irgend ein Wort verletzt zu haben.

»Um des Himmels willen, meine Mutter,« rief Amelie, »wie kannst Du Dich darüber so sehr betrüben? Ich beschwöre Dich, lasse mich mein Vergehen gegen Dich wissen.«

»Lasse mich,« entgegnete die Marquise voll Härte. »Noch weiß ich nicht Alles,« fuhr sie dann fort, »was mir nöthig ist, zu wissen. Mädchen, daß Du die Kunst verstehst, in den Blicken Anderer das zu lesen, was nicht darin steht, was man gar nicht träumt Dir zu sagen, . . . antworte mir offen, liebst Du diesen jungen Mann, liebst Du ihn? . . .«

Amelie verhüllte das Antlitz mit ihren Händen.

»Meine Mutter, Gnade, Gnade, Verzeihung . . .«

»Sprich, ich will keine Grimassen . . . ich muß die Wahrheit wissen, muß Alles erfahren, liebst Du ihn? . . .«

»Nun denn, meine Mutter . . . ich weiß es nicht.«

»Du weißt dies nicht, Lügnerin!« entgegnete die Marquise, die Tochter fassend und mit Gewalt von sich stoßend. »Doch wahrhaftig,« fügte sie gleich darauf mit besonnener Haltung und eine Ruhe vorspiegelnd hinzu, »ich habe Unrecht, dergleichen Kindereien ernstlicher zu nehmen, als ich's sollte. Einerseits kindische Eitelkeit, anderseits Artigkeit, nichtssagende Galanterie! . . . Was ist auch daran gelegen, ich muß nur in Zukunft auf meiner Hut seyn.«

Fräulein von Norville suchte noch immer, aber vergeblich, die Ursache der großen Erbitterung ihrer Mutter zu begreifen.

»Was hast Du mir vorzuwerfen?« fing das unschuldige Mädchen an; »wenn Du mir meine Verwegenheit in der heutigen Nacht hast verzeihen können, was ist es dann noch, was mich in deinen Augen so schuldig erscheinen läßt?«

»Schuldig! schuldig! — Wie! Du willst mich gar noch zur Rede stellen? Soll ich vielleicht Nachsicht haben mit einem Vergehen, wofür Du vielleicht dein Leben lang büßen kannst?«

»Laß mir doch wenigstens die Hoffnung, daß ich nicht so grausam für eine Unbesonnenheit bestraft werden soll. Jene, die davon in Kenntniß sind, haben mir das tiefste Schweigen angelobt.«

»Ha, ha! das was vier oder gar fünf Personen wissen, soll ein Geheimniß seyn! Wahrscheinlich bist Du schon das Gespräch der ganzen Gegend und die Bösartigkeit wird nicht ermangeln, das Abenteuer durch allerlei Zusätze zu übertreiben. Doch ich, deine Mutter, darf dies nicht leiden. Ich muß, ohne zu zögern, den Knoten durchhauen. Morgen schon verlassen wir Balaruc und kehren nach Montpellier zurück.«

»Morgen!« schrie Amelie auf und zitterte am ganzen Leibe. Einige Zeit blieb sie wie vernichtet von diesem Schlage stehen und einige Thränen schlichen über ihre Wangen.

»Es ist genug, Mutter,« begann sie endlich sich unterwerfend, »ich werde deinem Willen gehorchen, ohne zu murren. Nur wenigstens belaste mich nicht mit deinem Zorne, mit deiner Feindseligkeit. Ich leide, o ich leide sehr . . . wer wird mich trösten, wer wird mich aufrechthalten in meinem Schmerze, wenn Du mir fehlst?«

Sie wollte, als sie dies sprach, die Marquise beim

Arm nehmen; Frau von Norville kehrte sich aber erboſt ab.

»Es iſt ſchon ſo gut,« rief ſie, »meinetwegen bleibe da, aber jetzt will ich allein ſeyn, ich fühle das Bedürfniß dazu.«

Mit dieſen Worten trat ſie in ihr Gemach zurück, es hinter ſich ſchließend. Amelie aber, erſtaunt und beſtürzt über dieſe ihr unerklärliche Aufregung, blieb allein in ihrem Zimmer zurück.

Mehre Stunden waren indeſſen dahingeſchwunden.

Obgleich Amelie die vorige Nacht nicht geſchlafen hatte und ſie von der Anſtrengung des Morgens ſehr ermüdet war, ſo dachte ſie doch keinen Augenblick daran, ſich zur Ruhe zu begeben. Tauſend peinliche Gedanken erfüllten ihre Seele; ſie war einer Art fieberhaften Träumerei zur Beute geworden und die Bilder der Wirklichkeit mengten ſich mit den dunklen Gebilden einer krankhaften Einbildungskraft wirr durcheinander. Da erweckte ſie ein großes Geräuſch, das ſich plötzlich im Badehauſe hatte hören laſſen, aus ihrem ſchmerzlichen Stumpfſinn; man ging durch die Gänge und Corridore auf und ab, Thüren und Fenſter wurden lärmend zugeſchlagen. Amelie, auf das heftigſte aufgeregt, beunruhigte ſich über dieſe ungewöhnliche Bewegung. Sie wäre gern in den Salon hinabgeeilt, um zu erfahren, was es denn gäbe; aber wie konnte ſie etwas dergleichen wagen, ohne neuen Verdacht zu erregen und die Vorwürfe der ohnehin ſchon ſchwer erbitterten Mutter von neuem ſich zuzuziehen?

Wahrſcheinlich hatte der Himmel Mitleid mit der Angſt des Mädchens. Thereſe, das Zimmermädchen, die nemliche, welche Amelie den Abend zuvor die Mittel verſchafft hatte,

ungesehen das Badehaus zu verlassen, trat in das Gemach der Armen.

Therese war eine flinke und zuthunliche Soubrette; um den Hals trug sie ein goldenes Kreuz an einem schwarzen Bande und an einer langen silbernen Kette hing die Schere hinunter; in dieser Form stellte sie nun ganz vortrefflich den Typus einer Grisette Languedocs vor, die lebhaft, schelmisch, cokett und ergeben war und als ein ganz vortreffliches Mädchen galt, obgleich sie die Gewohnheit hatte, über Alles sich lustig zu machen. Sie war übrigens genug hübsch und wußte ihre Reize bei ihren verschiedenen Dienstverrichtungen immer in das gehörige Licht zu stellen und damit herauszufordern; aber Therese besaß eine eben so flinke Hand, als es ihre Zunge war, und die zudringlichen Passagiere lernten dann erstere, wenn sie sich übernahmen, nicht selten kennen. Als Amelie das Mädchen ganz bestürzt ins Zimmer treten sah, eilte sie ihr entgegen.

»Was geht denn vor, meine gute Therese?« fragte sie ganz erschreckt; »ist doch nicht ein Unglück geschehen?«

»Ein Unglück,« wiederholte das Zimmermädchen, während sie ihre etwas in Unordnung gerathene Frisur zurecht brachte, »dem Himmel sey's gedankt, das nicht, mein liebes Fräulein. Es ist nur ein neuer Reisender angekommen und hier im Badehause abgestiegen; es ist ein Herr aus Paris, ein Vicomte . . . Ich mußte ihn in sein Zimmer führen und, obgleich er ein sehr vornehmer Herr, so hat er so sonderbare Manieren.«

»So also!« rief Amelie, die nunmehr freier aufathmete, »es ist also dem armen Verwundeten nichts Uebles zugestoßen?«

»Nichts, so viel ich weiß, mein Fräulein. Herr Adrian hat ein kleinwenig das Fieber gehabt und etwas phantasirt, aber jetzt schläft er. Der Doctor Moirot behauptet fest, daß ihn unsere Mineralquellen vollkommen herstellen werden. Uebrigens wißt Ihr's ja selbst, Fräulein, wie der Doctor unsere Quellen unaufhörlich preist. Wollte er ja, daß Katharina, die Köchin, sich davon zu ihren Saucen bedienen sollte, um die Reisenden zu heilen, ohne daß sie es wüßten. Puh! das ist doch abgeschmackt, oder nicht?«

»Sage mir doch, meine gute Therese?« fragte das Fräulein von Norville mit gedämpfter Stimme, »es weiß doch wohl Niemand von unserer . . . von meiner Promenade heute Früh; sag' es mir ganz aufrichtig! . . .«

»Keine menschliche Seele ahnt etwas, mein Fräulein, wer sollte auch, guter Gott, etwas wissen? Die Poncets sind schweigsam wie die Fische, Joseph, der wackere Bursche, ließe sich eher in Stücke hauen, ehe er etwas eingestände, was man ihm verboten hat zu sagen . . . und was mich betrifft, so bin ich, Gott sey Dank, bekannt, man weiß, daß Therese Bouchard . . .«

»O ich zweifle gar nicht an deiner Schweigsamkeit, beste Therese,« unterbrach Amelie die Redende; »doch sage mir nun einmal, wer befindet sich denn bei dem Kranken? gewiß doch sein Onkel?«

»O nein, mein Fräulein, Joseph pflegt den armen Junker . . . Was den Alten anbelangt, so ist dieser auf die Post nach Balaruc gegangen, um zu erfahren, ob nicht ein Brief an ihn eingelangt sey, den er schon seit langem erwartet. Er hat heut noch nicht gespielt; auch Mylord Ichalleshalt ist in seinem Zimmer und schaukelt seine Arme, wie ein Körper ohne Seele. Fräulein, man spricht, der Onkel des

Herrn Adrian habe diesen Sommer über unermeßliche Summen verloren und er sey ganz ausgepreßt in diesem Augenblicke, Joseph meint, in diesem mit solcher Ungeduld erwarteten Briefe müsse Geld ankommen; denn . . .«

Therese, die sich nun wohl im besten Zuge zu schwatzen befand, würde nicht sobald innegehalten haben, aber die Verbindungsthür beider Gemächer wurde mit einem Male heftig geöffnet und Frau von Norville erschien auf der Schwelle.

»Was machst Du hier, Therese,« fragte sie mit strengem Tone, »was hast Du meiner Tochter zu sagen? . . . und Du Amelie, was soll dieses heimliche und unanständige Geflüster bedeuten?«

Amelie senkte den Kopf voll Verlegenheit, das Zimmermädchen erwiederte aber mit vollendeter Gewandtheit:

»Nun, gnädige Frau, ich denke, es ist nichts Schlechtes, was ich thue; ich kam, um zu fragen, ob die Damen heut gemeinschaftlich im Salon speisen oder ob sie vielleicht in Ihrem Zimmer auftragen lassen wollen?«

»Du wirst uns hier im Zimmer bedienen,« erwiederte Frau von Norville kurz und trocken.

»Ganz wohl . . . Dann werden die Damen den neuen Reisenden, der eben angekommen ist, nicht sehen. Ein sehr hübscher Mann, bei meiner Seele, sehr hübsch und was etwas sagen will, ein Vicomte; er ist in einem Separatwagen mit der Diligence von Montpellier hergefahren. Kaum daß er aus dem Wagen gestiegen war, so hatte er sich schon auf's angelegentlichste nach allen Personen erkundigt, welche im Hôtel wohnen, und nachdem ihm alle genannt worden waren, machte er die Miene, als kenne er alle. Doctor Moirot versicherte, er komme nach Balaruc, um noch die Nachwehen

einer Lähmung zu curiren; nur Eines ist gewiß, seine Zunge ist nicht gelähmt, denn der Reisende spricht eine Sprache und mit einer Leichtigkeit . . .«

»Und Du, meine Liebe,« entgegnete die Marquise ärgerlich, »stehst ihm darin kaum nach, so will's mir scheinen . . . Doch das gehört nicht hieher . . . Wir kümmern uns um dergleichen Dinge nicht. Hast Du mich wohl verstanden? und nun lasse uns allein.«

Therese machte mit pikirter Miene eine kurze Verbeugung und schickte sich an wegzugehen, als die Marquise sie zurückrief.

»Ich hab' es mir überlegt,« rief sie; »wir werden unten im Salon an der gemeinschaftlichen Tafel diniren. Da wir morgen abreisen, so ist dies die beste Gelegenheit, von unsern Badebekannten Abschied zu nehmen.«

»Wie, gnädige Frau, Sie reisen morgen ab?« rief Therese verwundert und machte große Augen. »Oh da wird der Herr Doctor gleich eine Krankheit erfinden, abgesehen davon, daß die übrigen . . .«

Die Marquise machte mit einem stolzen Blicke diese hartnäckige Geschwätzigkeit verstummen.

»Nun geh, geh, Therese, damit Du gleich wieder zurückkommst, uns anzukleiden.«

Amelie, die nun wieder mit ihrer Mutter allein war, machte einen erneuerten Versuch, deren Vergebung zu erlangen.

»Lassen wir das!« rief die Marquise frostig, »doch in diesem durchnäßten Kleide und mit diesen losen Haaren kannst Du wohl nicht im Salon erscheinen; denke an deine Toilette . . . ich werde indeß die meinige beendigen.«

Mit diesen Worten trat die Marquise in ihr Gemach zurück.

Eine Stunde später, als die gesprungene Glocke das Zeichen zu Tische gab, traten die beiden Damen in eleganter Toilette in den Speisesaal, wo sich bereits die vorzüglichsten Besucher dieser Badeanstalt eingefunden hatten.

Dieser alte Salon, der sehr finster aussah, war mit Holz getäfelt, die röthliche Malerei war über und über von Fliegen beschmutzt und verunreinigt. Ein Spiegel aus mehren Stücken, dessen Einrahmung einst von Gold gewesen, eine Pendeluhr alter Art, deren langsame und lärmende Pendelbewegung über dem Getöse der Conversation vernehmbar war und ein ungeheurer Tisch mit einer ganzen Menge unbenützt dastehender Stühle, gaben ihm das Aussehen eines Refectoriums alter Art. Die kleinen Vorhänge, aus rothen Blättern bestehend, welche, wie man vorgab, den Saal gegen Wärme zu schützen, an den vier Fenstern desselben angebracht waren, verbreiteten im Raume ein dunkles purpurnes Licht von ganz widerwärtiger Wirkung. Die Badegäste hatten aus Achtung für die Damen noch nicht Platz am Tische genommen, obwohl bereits aufgetragen war. Nur Lord Corbett, wie gewöhnlich in Flanell eingewickelt, war von seinem Diener an seinen gewöhnlichen Platz geschoben worden, und schien der Einzige wegen dieses Aufschubs sehr ungeduldig zu seyn. Die übrigen Männer, welche in einer Fenstervertiefung sich befanden, plauderten voll Heiterkeit und der vielgepriesene Vicomte, dessen Ankunft Therese gemeldet hatte, schien der Löwe des Augenblicks zu seyn.

Der neue Ankömmling, obgleich gut angezogen, hatte doch mehr das Aussehen eines Handelsreisenden, als das eines Parisers aus der vornehmen Welt. Sein volles Ge-

sicht, rundherum von einem braunen Barte eingefaßt, war sehr hübsch und verrieth ein Alter von höchstens sechsunddreißig Jahren. Sein lebendiges Auge blickte stechend und sein Mienenspiel war sehr lebhaft. Das Band eines unbekannten Ordens, aber von sehr heller Farbe, steckte im Knopfloche. Doch gebrach es seiner ganzen äußern Erscheinung an jener Gewähltheit, welche des characteristische Merkmal eines Mannes von guter Gesellschaft zu seyn pflegt. Er sprach viel und lachte laut.

Diese Fehler, die wir richtiger üble Gewohnheiten nennen wollen, entwaffneten indeß das Mißtrauen, welches der starre und manchmal unruhig schweifende Blick des Vicomte einflößen mochte. Gegen einen Menschen, der so mittheilsam war, der Alles zu sagen schien, was er dachte und alles dachte, was er eben sagte, glaubte man nicht erst auf der Hut seyn zu müssen. So war denn der neue Gast des Badehauses bereits mit den übrigen Gästen auf dem besten Fuße; man bildete einen Kreis um ihn, hörte ihn mit sichtlichem Vergnügen an, und durch die vollendete Ungezwungenheit, die er offenbarte, wollte der Vicomte gleichsam zu verstehen geben, daß ihm dieser Erfolg seiner Unterhaltung nicht im Mindesten störend vorkomme.

Die Ankunft der beiden Damen unterbrach das Gespräch, man beeilte sich allenthalben, ihnen entgegen zu gehen und sie zu begrüßen.

»Ah, die Frau Marquise!« begann vor Allem Doctor Moirot, der die Obliegenheiten eines Ceremonienmeisters in der Regel zu erfüllen pflegte; Sie geben uns also die Ehre, unser bescheidenes Mahl durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen. Es ist dies für uns eine um so größere Ehre, als sie uns sehr selten zu Theil wird. Heut nun sind wir so glück-

lich, einen neuen Gast in unserer Mitte zu haben, der bereits eine lebhafte Ungeduld an den Tag gelegt, Ihnen seine Ehrerbietung bezeigen zu können; Herr Vicomte von Mornas," fuhr der Badearzt fort, auf den Fremden weisend, welcher sich vor der Marquise verneigte, „nun denn und hier, Herr Vicomte, diese Dame werden sie wohl schon kennen, die Marquise von Norville."

„Ich habe nicht die Ehre," erwiederte der Vicomte mit Ungezwungenheit; „Sie haben mich falsch verstanden, Doctor; ich habe Ihnen blos gesagt, daß mir zu Montpellier, woher ich eben komme, und wo ich einst gelebt, die Grazie, die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Damen von Norville hoch gepriesen worden; nun aber überzeuge ich mich mit eigenen Augen, daß die öffentliche Bewunderung ganz und gar nicht übertrieben habe und ich würde mich wahrhaft glücklich preisen, wenn mir gestattet würde, den Damen meine Aufwartung zu machen."

Trotz dieser Sicherheit, die fast einen ironischen Charakter an sich trug, da der Vicomte die Damen zum ersten Male im Leben sah, konnte die Marquise, als sie seine Begrüßung erwiederte, ein gewisses Unbehagen nicht unterdrücken. Ungeachtet ihrer Manieren einer Dame von Welt verrieth ihre Zurückhaltung einiges Erstaunen und Unwillen. Doch währte dieser Eindruck nicht lange, ehe man sich davon bestimmt überzeugen konnte, hatte sie schon voll Artigkeit erwiedert:

„Ich bedauere, mein Herr, daß unsere Bekanntschaft von so kurzer Dauer seyn wird . . . Unglücklicherweise stehe ich eben im Begriffe, Balaruc mit meiner Tochter zu verlassen."

„Ist das möglich?" schrie der Doctor mit der Geberde

der Verzweiflung. »Wie, wie! schon fort von hier, in der herrlichsten Jahreszeit, gerade da Sie mit jedem Tage die wohlthätigen Wirkungen unserer Mineralquellen besser empfinden müssen? Ah, Frau Marquise, das nenne ich doch undankbar seyn!«

»Was soll denn aus uns werden?« fiel Malevieux ein mit seiner unausstaffirten Galanterie des alten Regime, »Balaruc wird gar nicht mehr zu bewohnen seyn, wenn es diese liebenswürdigen Grazien des Bades werden verlassen haben; ich für meinen Theil weiß nur so viel, daß Einer hier im Bade dieses Unglück nicht überleben wird.«

»O, ganz gewiß Sie, mein Herr,« erwiederte lächelnd die Marquise; »nun denn, dann bleibt Ihnen zum Troste noch immer der Spieltisch.«

Die übrigen Badegäste lachten über die nahe Abreise der Damen, Lord Corbett allein stammelte in unverständlichen Lauten:

»Oho, Madame, oho!«

Im Augenblicke als man sich zur Tafel setzte, nahm die Marquise den Doctor bei Seite.

»Sind Sie auch dessen gewiß,« fragte sie leise den Badearzt, »daß die Person, welche Sie mir so eben vorgestellt haben, wirklich den Namen und Titel eines Marquis von Mornas führe?«

»Wie soll ich das nicht seyn? Hab' ich doch seinen Paß gelesen, der nach alter Gepflogenheit in meinen Händen geblieben ist. Es ist ein Mann von ausgezeichnetem Range, er hat eine bedeutende Stellung in Paris, doch kann ich Ihnen im Momente nicht sagen, welche.«

»Das ist . . . wahrhaftig, das ist befremdend,« murmelte die Marquise.

Als sie alsdann ihren Platz an der Tafel zur Seite ihrer Tochter Amelie einnahm, bemerkte sie plötzlich den spähenden und boshaften Blick des Vicomte, der eben auf sie gerichtet war, als hätte er errathen, daß sich ihr Inneres mit ihm beschäftige.

Während der Mahlzeit leitete der Neuangekommene die ganze Unterhaltung; er schien viel auf Reisen gewesen zu seyn, kannte die Welt, seine muntere Laune war unversiegbar. Somit hörten ihm die meisten Tischgäste mit der äußersten Befriedigung zu. Nur an einer Stelle der Tafel schien man keine Aufmerksamkeit den picanten Anekdoten, den manchmal geistreichen Witzen des Vicomte von Mornas schenken zu wollen; es war nemlich dort, wo die beiden Damen von Norville und Herr von Malevieux saßen. Die Marquise, die wohl eine zerstreute Aufmerksamkeit dem Gerede des Vicomte schenkte, stellte sich doch, als höre sie gar nicht darauf, was er sprach. Amelie, die Augen auf ihr Gedeck niedergeschlagen, verharrte schweigsam, eine Beute qualvoller Gedanken. Malevieux selbst war gedankenvoll und verstimmt.

Frau von Norville, um ganz deutlich ihre Gleichgiltigkeit für das allgemeine Gespräch an der Tafel an den Tag zu legen, frägte ganz höflich ihren Nachbar:

»Sie haben mir noch gar nicht gesagt, Herr Malevieux, wie sich der junge Mann, Ihr Neffe, heute Abends befindet. Der Unfall, so hoff' ich. wird doch keine üblen Folgen haben?«

»Wahrhaftig, Frau Marquise, unser Wildfang befindet sich von Minute zu Minute besser. Kinder und Trunkenbolde haben ganz bestimmt einen eigenen Gott, der sie beschützt. Hab' ich Ihnen nicht schon gestern gesagt, ich kenne diesen Teufelsjungen von Neffen; er kommt davon, wie er

noch immer davon gekommen ist . . . Zehn andere ehrliche Leute würden dabei zu Grunde gegangen seyn, was er schon alles ausgestanden hat, ohne daß man es merkt. Er ist unverwundbar, wie Achilles, und wenn er es versucht, sich den Hals zu brechen, so macht er sich höchstens eine Schramme an der Stirn.«

»Aber wenn man Sie so sprechen hört, so wäre man versucht zu glauben, Sie seyen über diesen Glücksfall ungehalten?«

»Ich, wo denken Sie denn hin? . . . Aber offen gesprochen, es gibt Augenblicke, in denen ich es wünsche, daß er eine ernstliche Lection bekäme, um endlich einmal in sich zu gehen . . . Es ist doch ärgerlich, so meine Liebe zu ihm, meine Theilnahme zu mißbrauchen!«

Frau von Norville wußte, was sie von dieser Theilnahme des Vormunds Adrians zu halten habe, und eine verächtliche Miene verrieth ihre innere Stimmung. Malevieux fuhr aber in ernstem Tone fort:

»Ueberdies erscheint es mir grausam, den armen Jungen in einem Augenblicke übel zu behandeln, in dem er von einem so großen Herzeleid heimgesucht ist; wenn er Ihre Abreise vernimmt, so kann es mit ihm bedeutend schlimmer werden.«

»Schlimmer mit dem jungen Manne!« rief die Marquise und stellte sich als wolle sie lächeln; »die Enten und Wasserhühner des Sees von Thau werden ihn eben so schnell trösten, wie Sie, Herr Malevieux, das Spiel und die Karten.«

O, schöne Frau Marquise, Sie sind undankbar gegen ihn und gegen mich,« erwiederte Malevieux, »und wenn Sie wüßten was ich weiß . . .«

»Ei was wissen Sie denn, Sie spannen meine Neugier ganz außerordentlich.«

»Ei ei, Sie wollen, daß ich gegen meinen eigenen Vortheil schweige . . . Bei meiner Seele, der junge Tollkopf soll, da er Advocat ist, seine Sache selbst vertreten ... Sie wissen wohl nicht, wem ein gewisses Band angehört, roth und blau, das man, als man ihn entkleidete, an seinem Herzen gefunden hatte und von dem er sich nicht trennen wollte . . .«

»Nun, was weiter! es wird von einer hübschen Hirtin aus der Umgebung seyn,« entgegnete die Marquise mit verstellter Gleichgiltigkeit.

»So, das also glauben die gnädige Frau! Das ist ja ganz vortrefflich. Nun aber ich glaube, daß so junge Leute nur selten für Schönheiten, die noch in der Knospe liegen, sich interessiren. Sie ziehen vielmehr die Frauen vor, die sich ihnen im vollen Glanze ihres Geistes und ihrer Anmuth entgegenstellen.«

»Schon genug, o nur schon zu viel!« rief Frau von Norville, mit ihrem Lachen innehaltend. »Herr Adrian möge seine Geheimnisse nur hübsch für sich behalten, denn diese Scherze sind ohnehin schon zu weit gediehen . . . Doch was thust Du denn da, Amelie?« fuhr die Marquise unwillig zu ihrer Tochter gewendet fort, »willst Du denn das Wasser auf meinen Teller ausgießen?«

In der That hatte die arme Amelie, von der die Mutter Wasser verlangt hatte, das Glas bereits voll gegossen, und nicht bemerkt, daß sich die Flüssigkeit bereits über den Tisch ergoß. Als sie ihre Ungeschicklichkeit gewahr worden, wollte sie die Kanne wegstellen und zerbrach sie . . . Sie erröthete bis über die Ohren, und die allgemeine Aufmerksam-

keit, die sich einen Augenblick lang ihr zugewendet hatte, erhöhte noch mehr die Verwirrung des Mädchens.

Dennoch entschloß sie sich jetzt, die Augen aufzuschlagen; die Blicke des Vicomte von Mornas ruhten auf ihr, aber diese Blicke hatten nicht den feindseligen und boshaften Charakter wie jene, welche zuvor auf die Marquise gerichtet gewesen; sie waren vielmehr sanft, einschmeichelnd, voll Mitleid und Theilnahme. Amelie fühlte, ohne zu wissen warum, ein inneres Wohlbehagen, als hätte sie in ihrer traurigen Verlassenheit mit einem Male einen wohlwollenden Freund gefunden.

Die Mahlzeit war zu Ende, man stand vom Tische auf, um sich zurückzuziehen. Der Vicomte von Mornas näherte sich jetzt dem Herrn von Malevieux, der noch immer halb ernsthaft, halb heiter, aber stets mit leiser Stimme mit der Marquise von Norville die Unterredung fortsetzte.

»Vergessen Sie nicht, mein Herr,« begann der Vicomte voll Ungezwungenheit, »daß, sobald Ihr theurer Neffe im Stande ist, Jemand vorzulassen, ich große Ungeduld empfinde, ihm die Hand zu drücken. Es drängt mich, meine Bekanntschaft mit ihm zu erneuern.«

Die beiden Damen betrachteten nunmehr den Vicomte voll Erstaunen.

»Wie so, Herr Vicomte,« fragte die Marquise unwillkürlich, »Sie kennen also . . .«

»Adrian von Laroyère? Aufzuwarten, gnädige Frau Marquise,« entgegnete der Vicomte und verneigte sich; »wir haben uns in Paris kennen gelernt, wo ich, wie überall, eine große, eine ganz große Menge von Bekanntschaften habe.«

Im Tone dieser Worte steckte noch immer eine boshafte

Nebenabsicht, welche der Mutter Ameliens auch nicht entgangen war.

»In der That, meine Gnädige,« nahm Malevieux das Wort, »ich habe ganz vergessen, Ihnen zu erzählen, wie mein Neffe Adrian und der Herr Vicomte in Paris die Bekanntschaft gemacht haben. Es ist ein merkwürdiges Abenteuer, ganz wie ein Roman, in welchem Adrian gar die Rolle eines irrenden Ritters spielt. Eines Abends im vorigen Winter ging mein Neffe allein und zu Fuß von einer Soirée, der er in Saint-Germain beigewohnt, nach Hause und hatte das Glück, den Vicomte von Mornas aus den Händen von drei oder vier Unbekannten zu retten, die ihm in einer abgelegenen Straße aufgelauert und ihn ermorden wollten . . .«

»Gewiß waren es Diebe?« fragte die Marquise.

»O nein, diese Halsabschneider hatten, wie es scheint, politische Motive; Herr von Mornas ist Royalist von reinstem Wasser, ein Ultra, wie man sie heut zu Tage zu nennen pflegt, und seine Angreifer waren, wie man vermuthet, Liberale, Verschwörer, Carbonari, vielleicht gar . . .«

»Daran ist wenig gelegen,« fiel der Vicomte dem Sprecher mit Hast in die Rede, »den Damen wird es genügen, zu wissen, daß Herr von Laroyère mir damals einen Dienst erwiesen hat, den man sein Leben lang nicht vergißt. Wenige Tage nach jenem Ereignisse mußte ich plötzlich Paris verlassen, denn mein Dienst verlangt es, daß ich viel auf Reisen bin, und bis zum heutigen Tage konnte ich meinem Erretter nicht recht eigentlich meinen Dank abstatten. Als ich nun vernahm, daß Adrian von Laroyère sich in Balaruc befinde, so hatte ich wahrhaftig große Freude darüber, und ich

bin ungeduldig, den braven jungen Mann wiederzusehen, dem ich so sehr zu innigstem Danke verpflichtet bin.«

»Ich denke, daß es Ihnen bald möglich seyn wird, diese lang entbehrte Genugthuung zu haben,« entgegnete Malevieur, »vielleicht schon morgen Früh, gewiß, gewiß ...«

Frau von Norville hielt es nicht für angemessen, sich länger in die Unterredung zu mischen, sie begrüßte demnach die beiden Herren und verließ mit ihrer Tochter den Badesalon.

Als sie ihre Zimmer betraten, schien die Marquise etwas nachdenkend zu seyn; doch aber war sie nicht mehr gegen ihre Tochter aufgebracht, ja manchmal sogar ließ sie Symptome einer Heiterkeit gewahr werden.

»Amelie,« begann sie in einer Weile, sich wohlgefällig im Spiegel betrachtend, »ich habe es überlegt; die plötzliche Abreise könnte auffallen; ich finde es also angemessen, noch einige Tage in Balaruc zu verbleiben. Ueberdies habe ich nun Gewißheit, daß Du nichts weiter bist, als eine kleine Närrin, die sich mit Gedanken herumträgt, woran sonst Niemand einen Antheil hat . . . Es ist also ganz und gar nicht bedenklich, daß wir noch ferner hier verbleiben und wir — reisen demnach nicht.«

»Wie, meine Mutter,« stotterte Amelie, »Du willst also . . .«

»Nicht abreisen, das ist eine ausgemachte Sache! ich habe bereits Ordre gegeben, doch reden wir nicht mehr davon... Was hältst denn Du von diesem Vicomte von Mornas, der heute auf einmal wie aus den Wolken geschneit kommt? Man sagt, daß er aus dieser Gegend ist, und daß er den Dialekt spreche, als hätte er sein Leben lang keine andere

Sprache gesprochen. Immerhin ist mir dieser Name ganz unbekannt.«

»Nun,« entgegnete Amelie, die eigentlich nicht recht wußte, was sie sagte, »dieser Fremde . . . er hat mir recht gut gefallen.«

»Das ist doch das unerträglichste Geschwätz, das ich in meinem Leben gehört habe. Und dann diese Sprache, diese Manieren! Heute können wir uns einmal über nichts verständigen, mein Kind. Ich überlasse Dich deinen Launen.«

Trillernd kehrte die Marquise in ihr Gemach zurück.

Als Amelie allein war, versank sie in tiefes Nachdenken.

»Es ist kein Zweifel mehr,« rief sie aus und zerfloß in Thränen. »Nun kenne ich die Ursache aller dieser Bizarrerien, dieses Unwillens gegen mich, woran ich seit einiger Zeit so viel schon zu leiden habe. Wohlan denn, ich werde stark, ich werde muthig seyn. Mein Gott, steh mir bei!«

VI.

Onkel und Neffe.

Adrian genas schnell. Seine Jugend und die Stärke seiner Constitution förderten sehr das Genesungswerk und schon in wenigen Tagen war er ganz hergestellt. Während seiner kurzen Krankheit war sein Zimmer das gemeinsame Stelldichein aller Badegäste, aber der Vicomte von Mornas war einer der häufigsten und schien mit Adrian auf dem Fuße der innigsten Vertrautheit zu stehen. Mornas hatte dem Leidenden alle jene Augenblicke gewidmet, über welche er verfügen konnte, denn er machte oft Ausflüge in die Nachbar-

schaft, obgleich Niemand die eigentliche Ursache seiner häufigen Abwesenheit kannte. Die Marquise von Norville selbst war zu dem Verwundeten auf Besuch gekommen, sobald dies die Umstände erlaubten, und mehre Male des Tages ließ sie nach Adrians Befinden fragen. Endlich gab es bis auf den sogenannten Lord Corbett aber Niemand im Badehause, der dem vergötterten Kinde desselben nicht einen Beweis der Theilnahme gegeben hätte; ein- oder zweimal ließ sich der vornehme Gichtkranke zu Adrian bringen und hatte ihm die Hand geschüttelt, während er murmelte:

»Oho, junger Mann, oho!«

Es war dies ein Aufwand von Beredsamkeit und Herzlichkeit, worauf jener, dem er galt, unbedingt große Stücke halten durfte.

Am Abend des fünften Tages nach dem von uns genau erzählten Unglücke befand sich Adrian so wohl, daß er ausgehen durfte und auf den Arm seines Onkels gelehnt, welcher ihm seit einiger Zeit große Zärtlichkeit bewies, lustwandelte er langsamen Schrittes am Gestade des Sees von Thau. Obgleich es schon September war, so war doch der Abend lau und duftig, wie es in diesen glücklichen Gegenden oft zu Anfang des Herbstes, wenn der Südwind nicht weht, zu seyn pflegt. Ein leichter Nebel, den die purpurnen Gluten der untergehenden Sonne sanft rötheten, hüllte die Atmosphäre ein; der See, eine glatte Fläche, spiegelgleich, schien nie noch von Stürmen aufgewühlt worden zu seyn. Die Barken mit weißen Segeln schwammen nach allen Richtungen dahin, während die fernen Gesänge, die über die Wasserfläche herüberklangen, am Gestade nach und nach erstarben. Von Zeit zu Zeit klangen von der Seite, wo die Sümpfe lagen, einzelne Schüsse durch die Luft, welche von

den zur Verfolgung des Wassergeflügels ausgezogenen Jägersleuten herrührten.

Onkel und Neffe plauderten mit einander mit jener Familiarität, die zwischen zwei ganz gleichen Cameraden, zwischen zwei Freunden besteht. Adrian hatte bereits sechzehn Jahre, als er seine Mutter verlor, die Witwe eines Finanzpächters unter dem Kaiserthume, und in einem solchen Alter konnte er doch nicht leicht mehr als Kind behandelt werden. Ueberdies war Malevieux mit seinen ewigen Ansprüchen auf Jugend ganz und gar nicht der Mann, der zu einem ernsten Mentor taugte. Eine Aehnlichkeit in der Richtung ihres nichtigen Geschmackes, dieselbe Hinneigung zur Welt, vielleicht die geheimen Absichten nach einer guten Partie, vollendeten die Zerstörung jener Grenzlinie, welche zwischen Onkel und Neffen hätte bestehen sollen. So hatte sich Malevieux von allem Anbeginne der legalen Gewalt, die er über seinen Neffen erhalten hatte, niemals bedient, und war demselben nie in irgend etwas, wornach er etwa ein Gelüste trug, entgegen gewesen. Adrian, der noch auf den Bänken des Collegiums saß, stellte nie eine Bitte um Geld vergeblich, sein Onkel schlug ihm nichts ab, so wenig gerechtfertigt auch die Forderung des jungen Collegienbesuchers erscheinen mochte. Als er sich später dem Rechtsstudium widmete und allen üblen Angewöhnungen der Verschwendung hingab, welche sein Stand mit sich führte, hatte Adrian nie einen Vorwurf vernommen, nie auch den geringsten Verweis von Seite seines Vormunds erhalten.

Onkel und Neffe waren seit langer Zeit intime Freunde, die ihre Quellen aus einem Beutel schöpften, wohin ein Jeder greifen konnte ohne zu zählen, die dasselbe Leben führ-

ten und sich wechselseitig zu Vertrauten ihrer Abenteuer machten. Die Sorglosigkeit Adrians für alles Andere, ausgenommen das Vergnügen, hatte ihn bisher verhindert, von seinem Onkel eine Vormundschaftsrechnung zu verlangen, obgleich er schon seit längerer Zeit großjährig war und sein Titel als Advocat es ihm möglich machte, seine eigenen Angelegenheiten selbst zu leiten. Eine Vollmacht für Alles und Jedes hatte dem Vormund gestattet, seine Geschäftsführung wie bisher fortzusetzen; und während der leichtsinnige Junge so viel Ursache hatte, seinem Verwandten, dem er sein ganzes Vermögen anvertraute, zu mißtrauen, so überließ er sich selbst ohne Sorge den stürmischen und verschwenderischen Richtungen seines Geschmackes.

Man wird also leicht begreifen, daß zwischen diesen zwei Menschen durchaus nicht jenes Verhältniß, jene Zurückhaltung stattfand, welche durch die Verschiedenheit ihres Alters und ihrer gegenseitigen Stellung gefordert zu werden schien. Besonders an dem Abend, an welchem die Ereignisse dieses Capitels beginnen, hatte Malevieux eine ernste und förmliche Miene. Er sprach leise in emphatischen Sätzen, obwohl er auf dem wüsten, sandigen Gestade höchstens von Seemäusen gehört werden konnte, welche ihre Beute in den Algen und Wassermoosen suchten.

Ohne anscheinende Absicht hatte er eine Tirade über die Erde zu halten begonnen und von der Nothwendigkeit gesprochen, daß ein Mann von Ehre die verdiente Schande nicht überleben dürfe.

Adrian unterbrach den Sprecher ganz heftig.

„Welcher Teufel steckt heut Abends in Dir!« spöttelnd fuhr dann der Neffe fort, „Du bist ja heiter wie eine Todtenbahre. Ich möchte doch wissen, was den sonst so fröhli-

chen Lauf deiner Gedanken mit einem Male so sehr getrübt hat. Hast Du nicht vielleicht heut mit dieser vornehmen Mumie, dem Lord Corbett, gespielt und hast wieder, ich wollte wetten, gegen ihn verloren?«

»Könnte ich denn keine andern Motive haben, ernst zu seyn, Adrian?« Dann mit mehr Offenheit fortfahrend, rief Malevieur: »ja es ist wahr, ich habe heut Früh mit Lord Corbett länger als eine Stunde gespielt und habe nichts verloren.«

»Und Du freust Dich nicht darüber, mein Onkel, Du bist nicht stolz, einen Tag erlebt zu haben, an dem Du nichts verloren? — Dann muß Dich dieser verdammte Engländer vor nicht langer Zeit ganz gehörig gerupft haben?«

»Adrian,« fuhr der Spieler in seinem salbungsvollen Tone fort, »glaubst Du an die allmächtige, unbeugsame Gottheit, welche die Alten Fatum genannt, und die sich darin gefällt, alle Bemühungen, alle Combinationen, alle Berechnungen der menschlichen Klugheit zu vereiteln? Wohlan denn, ich habe die Gewißheit, daß diese unbeugsame Gottheit auch wirklich besteht und noch mehr, daß sie einen Pact mit diesem alten Gichtvogel Corbett gemacht ... Du hast gar keine Idee von seinem Glücke. Die Sachen sind manchmal bis an den Punkt gediehen, daß ich, wenn er nicht so taub, so vollkommen dumm wäre, glauben würde, Seiner Herrlichkeit gelinge es manchmal, den Gang des Glückes geradezu abzuändern. Du weißt doch wohl, was ich damit sagen will? Willst Du mir glauben, er hat erst vor wenigen Tagen meine Brieftasche bis auf die letzte Note vollständig geplündert. Wenn unser Notar in Paris mir nicht neue Summen geschickt hätte, die mir gestern Abends zugekommen ...«

»Also das ist der Grund, warum Du diese letzten

Tage hindurch gar nicht gespielt hast?« rief Adrian und lachte. »Ich ließ es mir gar einfallen, diesen Umstand meiner Krankheit zuzuschreiben, und hatte rein vergessen, daß Du nie aufhören würdest, zu spielen, es wäre denn, Du hörtest auf zu leben. Nun aber, wenn dieser Corbett so hartnäckig im Gewinnen ist, konntest Du Dich nicht an meinem neuen Freunde, dem Vicomte von Mornas schadlos halten? Ich glaube, er war doch auch von eurer Partie und er bildet sich etwas darauf ein, ein ganz exacter Spieler zu seyn.«

»Er, ein Edelmann, er ein exacter Spieler?« entgegnete Malevieux mit einer Art von Indignation; »es ist höchstens ein bürgerlicher Poltron, der nie mit jemand Anderem, als mit einem alten Weibe gespielt hat. Wenn der Lord und ich um Gold oder um Bankbilleten spielen, begnügt sich dein erbärmlicher Mornas ein Fünffrankenstück bald auf den Einen, bald auf den Anderen zu wetten, so daß, wenn das Spiel zu Ende, er weder verloren noch gewonnen hat. Ja noch mehr, wenn er sein armseliges Thalerstück setzt, so macht er dabei eine so wichtige Miene, ist immer so aufmerksam und folgt jeder unserer Bewegungen mit so gespanntem Interesse, daß man versucht wäre, zu glauben, es gehe um sein Glück. Sein Blick hat dann einen ganz eigenthümlichen Charakter, er blickt die Karten mit einer solchen Lüsternheit an, als wollte er sie bezaubern. Corbett selbst war darüber ganz verwirrt geworden und er hat ganz sicher unter zwei oder drei Sätzen immer einmal verloren, wodurch sich die Chancen zwischen mir und ihm so ziemlich gleichgestellt haben.«

»Das beweist nur,« entgegnete Adrian, »daß der liebe Vicomte ein öconomischer und ganz gut rangirter Junge ist.«

»Das beweist aber auch, daß dein Vicomte Mornas

vielleicht gar nicht das ist, wofür Du ihn hältst, Adrian. Höre mich an, Neffe, ich sehe nicht ganz ohne Besorgniß deine innige Verbindung mit diesem Fremden, den Niemand kennt und der alle Welt kennt; der da kommt und sich entfernt, ein- und ausgeht, kein Mensch weiß warum, dessen Stellung im Leben gar nicht bekannt ist und der doch dabei eine Ungezwungenheit, ein Ansehen affectirt . . . Wer ist er, was will er? Womit beschäftigt er sich in dieser Gegend, wohin ihn, allem Anscheine nach, nichts gerufen? Nun sieh, das sind die Fragen, die Du Dir selbst gewiß noch nicht gestellt, mein guter Junge, und die Dir doch, so sollt' ich meinen, zu denken geben sollten.«

»Ich gestehe es zu, daß Mornas ein kleinwenig geheimnißvoll ist,« entgegnete Adrian obenhin, »aber er ist mir so herzlich zugethan, so aus ganzer Seele ergeben . . . Er hat mich merken lassen, daß die Politik ihm jetzt gewogen sey und die Chancen sich günstig für ihn stellen; nun ich für meinen Theil hielt es nicht für angezeigt, über diesen Gegenstand ihn weiter auszuforschen. Was liegt mir denn daran? Ich kann in einem Manne seiner Art eben nichts Anderes sehen, als einen ehrlichen Kerl. Doch lassen wir das, ich habe mit Dir ohnehin andere Dinge zu reden, wofür ich deine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, lieber Onkel!«

Die Lustwandelnden waren unter diesem Gespräche an die Ueberreste einiger römischen Bauten gekommen, die sich in malerischer Lage am Gestade des Sees mitten unter wilden Feigenbäumen und Maulbeersträuchen erhoben. Ein Teppich von Moos und Rasen zog sich am Fuße der Ruinen hin. Dieses einsame Plätzchen lud zu traulichem Geplauder ein.

Adrian ließ sich an dem angedeuteten Bogen einer alten Wasserleitung nieder und lud seinen Onkel ein, ihm zur Seite Platz zu nehmen. Malevieux folgte dem Wunsche seines Neffen mit einer Bereitwilligkeit, die eine gewisse Unruhe durchblicken ließ; man hätte gemeint, er fürchte eine Erklärung, welche durch die vorangegangenen Reden vorbereitet worden.

Indessen hatte Adrian ganz und gar keine Eile, das Wort zu ergreifen; er verharrte vielmehr einen Augenblick lang schweigend und that wie verlegen, um einen etwas kitzlichen Gegenstand zu berühren. Endlich schien er zu einem Beschlusse gekommen zu seyn und rief hastig:

»Nun denn, lieber Onkel, was soll ich erst Umwege machen! Mache Dich immer lustig über mich, wenn es Dir gefällt; aber ich gestehe Dir offen, daß ich verliebt, ganz und gar verliebt bin.«

Die runzelige und geschminkte Miene des alten Malevieux nahm einen boshaften Ausdruck an.

»Nichts weiter als das!« rief er, »wir sind also von einem Pfeile aus Cupido's Köcher verwundet worden? Wunderbar, mein guter Junge, wunderbar! Ich bin darüber um so weniger erstaunt, als ich ja das schon längst wußte.«

»Du!« schrie Adrian auf, ganz verwundert.

»Du hast ganz vergessen, daß ich seit langer Zeit in die Geheimnisse der Venus Anadyomene eingeweiht bin und daß ich die Sprache der Seufzer und Blicke ganz vortrefflich zu deuten verstehe. So bin ich denn nicht nur zur Ueberzeugung gekommen, daß Du liebst, sondern auch, daß Du auf das Zärtlichste wieder geliebt wirst.«

»Wäre dies möglich! Darf ich also hoffen... Ich glaubte es zu errathen, aber die Gewißheit fehlte mir noch immer.«

»Zweifle nicht länger, mein guter Junge. In aller Wahrheit, sie hat mir nichts gestanden, sie ist viel zu cokett und viel zu schlau dazu; aber sie hat sich mir gegenüber verrathen, ohne es zu wissen. Das außergewöhnliche Interesse, welches sie aus Anlaß deines Abenteuers auf dem See für Dich an den Tag gelegt, tausend andere unwiderlegliche Beweise sind für mich, einen so gewandten Damenritter, nur zu deutliche Zeichen, die mir das Geheimniß enthüllt haben. Bei meiner Seele, es ist eine schöne Eroberung! Ich habe Dir übrigens, lieber Adrian, nur den kleinen Vorwurf zu machen, daß Du Dich auf den Fährten deines armen Onkels ertappen ließest, der dein erster Lehrer ist im Gebiete der Liebeswissenschaft; denn Du mußt doch bemerkt haben, daß auch ich um diese schöne Blume flatterte . . . Endlich habe ich mich hochherzig für Dich geopfert und Dir ohne einen weitern Hintergedanken die schöne Marquise ganz abgetreten.«

»Die Marquise!« rief Adrian fast entsetzt aus, »was sagst Du mir da? Es ist ja nicht die Marquise, um die es sich dahier handelt.«

Ein thatsächliches Staunen prägte sich auf dem Gesichte des alten Malevieux ab.

»Wie,« rief er aus, »ich sollte mich in diesem Punkte getäuscht haben! Siehst Du, das sind die Streiche, welche Amor spielt. Indeß, wir wollen sehen. Was bedeutet denn das rothgestreifte blaue Band, das ich vorgestern an deinem Herzen entdeckt und das ich als dasjenige erkannt, das die Marquise getragen?«

»Du vergißt, lieber Onkel, daß Mutter und Tochter sich ganz gleich kleiden.«

»Nun aber, wer war denn das angebetete Weib, von dem Du in deinen Fieberdelirien unaufhörlich geschwärmt

und an die Du die glühendsten Liebesbetheuerungen gerichtet?«

»Ich konnte doch unmöglich die Marquise genannt haben.«

»Möglich, möglich, aber nachdem dein Anfall vorüber war, fragtest Du doch mit solcher Sorgfalt, ob Niemand von ihr da gewesen sey?«

»Nun, das ist ganz richtig so, denn ich hoffte, daß, wenn ich nach der Mutter fragte, man von ihrer Tochter sprechen würde.«

Malevieux dachte einige Secunden nach.

»Verhielt es sich so!« rief er dann aus, »Du glühst also für eine niedliche Provinzblume; für die Tochter, die in vierundzwanzig Stunden nicht vier Worte über ihre Lippen bringt?«

»Malevieux,« fiel der Neffe seinem Onkel ins Wort, »sprich nicht so von dem Fräulein von Norville. Denke ja nicht, daß diese Neigung jenen flüchtigen Eindrücken gleiche, die ich bisher empfunden; es ist vielmehr ein dauerndes, auf Achtung und Dankbarkeit gegründetes Gefühl und ich will, daß sie von Jedermann geachtet werde.«

»Brav, mein Sohn! so fangen alle derlei Geschichten an. Nun aber, wenn Du wirklich so ernstlich liebst, so kommt es mir vor, Du wirst nicht wieder geliebt.«

»Das weiß ich nicht, mein Onkel. Unter jener schamhaften Hülle lebt doch eine edle, eine hochherzige Seele ... Urtheile selbst.«

Und nun erzählte Adrian in wenig Worten, wie Amelie bei seinem Schiffbruche am Felsen Roquairol das Hauptwerkzeug seiner Rettung gewesen. Nach Maßgabe dessen, was

Adrian erzählte, zeigte Malvieux Erstaunen und eine gewisse Unruhe.

»Ei seht doch mal,« rief er endlich aus, »da soll Jemand diesen jungen, unschuldigen Madonnen, die aus Schnee und Eis geknetet zu seyn scheinen, noch trauen! Welch eine Entschlossenheit, welch eine That! und das Alles durch ein Mädchen, wenn man es ... doch lassen wir das. Nun, Adrian, angenommen, wie ich auch ganz geneigt bin zu glauben, daß das Mädchen zu Folge deiner Erzählung deine Gefühle theilt, was beabsichtigest Du zu thun?«

»Was ich thun will? schöne Frage das! Ich werde sie ungesäumt heirathen, wenn ich das Glück haben sollte, meine Bewerbungen angenommen zu sehen.«

Malevieux erblaßte, erwiederte aber kein Wort darauf. Mit sichtlich veränderter Stimme brach er in einer Weile sein Schweigen.

»Du willst Dich verheirathen, Adrian? In diesem Alter, im Frühling deines Lebens, willst Du deine Freiheit fesseln, Dich von deinem Onkel trennen, der immer so gut gegen Dich gewesen? Bedenke doch nur Alles, Du bist noch nicht in der Lage, deine Stellung erlaubt es Dir noch nicht. Was nützt das Advocatendiplom, wenn man keine Prozesse und keine Clienten hat? Andererseits ist dieses Fräulein von Norville durchaus nicht reich, ich weiß das genau. Das ganze Vermögen gehört der Mutter, die noch ganz gut im Stande, sich wieder zu verheirathen.«

»Das Alles soll meinen Entschluß doch nicht ändern,« unterbrach der junge Mann seinen Onkel mit Festigkeit. »Ich werde arbeiten, ich werde endlich das Leben von seiner ernsten Seite erfassen. Ist übrigens das Vermögen dieses anmuthigen Wesens unzureichend, hab' ich nicht selbst

genug, daß wir Zwei ganz gut davon leben können? Als meine arme Mutter starb, besaß ich fünfzehntausend wohlgezählte Livres jährlicher Renten, und seit dieser Zeit, sollt' ich meinen, hab' ich doch nicht meine jährlichen Einkünfte ganz und gar aufgezehrt.«

»Ah, Du hast das Alles schon ausgerechnet?« entgegnete der Vormund, die Verzerrung seiner Gesichtszüge unter einem gezwungenen Lächeln verbergend. »Doch, bedenke, Adrian,« fuhr er dumpfen Tones fort, »das Glück ist eine unbeständige Göttin, die treulos, manchmal ihre eigenen Günstlinge verräth. Sie ist blind wie das Fatum, ihr Rad rollt unaufhaltsam vorwärts und zerschmettert Jene, die es kurz zuvor erhoben . . .«

»Himmel, mein Onkel! was willst Du mit dieser Mythologie sagen? Du schlägst es mir also ab, für mich um die Hand des Fräuleins von Norville zu werben?«

»Wohlan denn, armer Narr! Weißt Du aber, was geschieht, wenn ich deinen Wünschen nachgebe?«

»Was kann geschehen?«

»Sie wird meine Bewerbung verneinend bescheiden.«

»Warum sollte sie das thun?«

»Warum? Sagt' ich Dir denn nicht, daß die Marquise selbst in Dich verliebt ist? Ja, und sie liebt Dich leidenschaftlich; ich habe die Gewißheit meiner Vermuthung bestätigt erhalten, als ich ihr an jenem Abende, in der besten Absicht, Dir zu dienen, die Geschichte mit dem Bande erzählte, ihr die Worte mittheilte, welche Du in deinen Delirien fallen gelassen und von denen ich annahm, daß sie ihr gegolten. Wenn ich ihr nun deine Neigung für ihre Tochter mittheilen werde, so wird sie, wie sie stolz, hochfahrend, eifersüchtig ist, außer sich gerathen vor Wuth und augenblick-

lich mit ihrer Tochter Balaruc verlassen, was sie schon einmal, es sind nur wenige Tage verflossen, ganz ernstlich zu thun gewillt war, vielleicht gerade, weil sie den wahren Sachverhalt schon ahnte.«

Adrian war vom Schreck ganz niedergeschlagen. Während nun seine Aufmerksamkeit ganz auf diesen Punkt gerichtet war, erinnerte er sich selbst, wie seine nachdrücklichen Zuvorkommenheiten und Artigkeiten von der Mutter entgegengenommen worden seyen, während er sie eigentlich nur an die Tochter gerichtet hatte. Offenbar hatte sein Onkel ganz Recht, und diese Gewißheit stürzte nun mit einem Male alle seine Entwürfe um Er stützte die Stirn in seine Hände und blieb in tiefes Nachdenken versunken sitzen.

Die Nacht war indessen herangekommen, und tiefe Dunkelheit hatte sich auf die Ruinen gelagert. Der Mond stieg nun am Horizonte empor und ergoß sein glänzendes Licht über die ganze Landschaft. Der See, von einem leichten Lüftchen sanft gekräuselt, spiegelte die tausend und tausend Gestirne zurück, womit der dunkelblaue Sammt des Himmels gestickt war. Das Getöse des Abends war nach und nach ganz verhallt, so zwar, daß Adrian und Malevieur, nachdem sie ihre Unterredung plötzlich unterbrochen hatten, sehr leicht ein leises Rauschen im Blätterwerk der benachbarten Gesträuche hätten vernehmen können. Dieses Geräusch glich ganz den unterdrückten und verstohlenen Bewegungen einer im Hintergrunde liegenden Person.

Aber weder Onkel noch Neffe waren auf diesen Umstand aufmerksam geworden. Adrian war beschäftigt, die Lösung eines auflösbaren Problems zu suchen. Malevieur hingegen trocknete mit seinem Taschentuch den rothen, weißen und schwarzen Schweiß, der über sein angestrichenes

Gesicht rann. Endlich fing der junge Mann an, indem sich in seiner Rede die Aufregung der Ungeduld und des Schmerzes zu erkennen gab:

»Ach Onkel, Onkel, was hast Du gemacht? Dein unbedachter Eifer hat nun in Frau von Norville ich weiß nicht welch ein Gefühl geweckt, wovon sie vielleicht selbst nie eine Ahnung gehabt.«

»Undankbarer!« entgegnete der Vormund mit dem Tone der Zärtlichkeit, »belohnst Du mich so für meine guten Absichten? Ich seh' es schon, wenn sich je eine Wolke zwischen Dir und mir erhebt, so darf ich von Dir am wenigsten Mäßigung und Nachsicht erwarten. Du mißverstehst die Liebe und Zärtlichkeit des Bruders deiner Mutter, und doch ist, Adrian, die Neigung, die ich für Dich empfinde, kein eitles, vorübergehendes Gefühl, sondern die offene, innige, herzliche, sich aufopfernde Freundschaft eines Vaters für seinen Sohn, eines Bruders für seinen Bruder, Castors für Pollux, des Pirithous für Theseus . . . Du aber lohnst mir so Alles, was ich für Dich gethan? . . . O, ich fühle es nur zu sehr, wenn eines Tages sich das Unglück an meine Ferse klammert, so wirst Du der Erste mich verläugnen, Du der Erste mich mit Abscheu verstoßen . . .«

Die mit classischem Pathos vorgetragenen Declamationen verfehlten nicht, Adrians Herz zu rühren.

»Ei, mein Onkel, vergib mir,« rief Adrian und reichte Malevieur die Hand. »Du gibst aber auch den Dingen sogleich eine tragische Wendung; was Teufel wozu? Ich liebe Dich, wie Du dies sehr gut weißt, aber meine Lage ist so fatal, ja geradezu grausam. Laß uns das Ganze in Ruhe überlegen, rathe mir dann, in meinem Kopfe summt es, als sollte er zerspringen.«

»Meinen Rath willst Du wissen?« entgegnete Malevieur, der dann plötzlich den weinerlichen Ton seiner Rede mit einem boshaften und doch dabei muntern vertauscht hatte, »ich rathe also nicht zu heirathen, geschehe was da wolle; da hast Du zwei allerliebste Weiber, die vielleicht alle zwei Dich lieben, Du hast also die Wahl nach deinem Belieben; nimm die Eine oder die Andere, wenn Du gerade bei Laune bist; aber heirathe, mein Sohn, keine von Beiden. Nur nicht, ich beschwöre Dich, nur nicht heirathen!«

Adrian war noch nicht in die Klauen des Pariser Lebens gefallen, um die Rathschläge des alten verlebten Onkels blindlings anzunehmen. Mit Heftigkeit sprang er empor:

»Mein Onkel, begann er dann voll Unwillen, das ist abgeschmackt; wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Du Dir nur einen Scherz mit mir machen wolltest . . .«

In diesem Augenblicke hielt er inne und hatte die Augen starr auf das Gesträuch geheftet, wovon wir bereits gesprochen haben. Es schien ihm, als ob das Blätterwerk sich bewege.

»Was gibt es denn, Alberic?« fragte Malervieur, der sich nunmehr auch von seinem Platze erhoben hatte.

»Jemand belauscht uns,« rief der junge Mann mit aufgeregter Miene.

Dabei schickte er sich an zu laufen, aber seine Absicht schien errathen worden zu seyn; überdies war das Dickicht ziemlich dicht und Adrian war genöthigt dasselbe zu umgehen. Ungeachtet seiner Beweglichkeit fand demnach Adrian, als er die andere Seite des Gebüsches erreicht hatte, kein menschliches Wesen mehr vor. Er hörte wohl das Geräusch von flüchtigen Schritten, die sich im benachbarten Weingarten verloren, aber die Dunkelheit der Nacht und

die Höhe der Weinreben hatten ihn gehindert, irgend eine menschliche Gestalt zu unterscheiden. In Folge dessen nahm er keine weitern Nachforschungen mehr vor und kehrte zu Malevieur zurück.

„Es war gewiß ein verwegener Bursche, der sich dahin versteckt hatte, um uns vielleicht einen Possen zu spielen," begann Adrian mit Gleichgiltigkeit; „wir haben durchaus nichts zu besorgen . . . Doch kehren wir heim, Onkel," fuhr er dann fort, „ich fühle mich sichtlich ermüdet, und die kühle Abendluft ist, denk' ich, einem Genesenden nicht sehr zuträglich."

Unter solchem Gespräche hatten sie das Gestade des Sees erreicht und nahmen nun ihren Weg nach dem Dorfe.

Sie hatten bereits die ersten Wohnhäuser von Balaruc erreicht, ohne ferner ein Wort gewechselt zu haben. Mit einem Male befanden sie sich vor der Fischerhütte des Meister Poncet. Die Familie war vor dem Hausthore versammelt. Stephan und der alte Meister arbeiteten an ihren Netzen, während die unermüdliche Mutter Poncet ihre Wasserbinsen zurechtlegte.

„Ich habe noch eine Schuld an Euch abzutragen, Ihr braven Leute," begann Adrian; „entschuldigt mich, Onkel, ich werde mich nicht lange verweilen."

Adrian und sein Onkel wurden von Stephan und dem alten Poncet mit Herzlichkeit bewillkommt, nur die Mutter allein nickte mit mürrischer Geberde dem Neuangekommenen zu und setzte ihre Korbflechterei fort.

„Guten Abend, Herr Adrian, und Euch, sehr geehrter Herr!" begann der Schiffer in verdorbenem Französisch. „Ihr seyd also schon wieder auf den Beinen, Herr Adrian? Das ist recht! Gestern noch sagte ich zu Stephan:

Meiner Treu', ich hätt' eine große Freude, wenn ich den Herrn Adrian wieder einmal unter freiem Gotteshimmel erblickte.«

»Wie befindet Ihr Euch, gnädiger Herr?« fragte nun Stephan; »Ihr waret nicht stattlich, als wir Euch unten am Felsen Roquairol fanden.«

»Das ist wohl wahr, meine Freunde; aber sagt mir doch, warum ließet Ihr Euch gar nicht bei mir sehen, als ich krank im Bette lag? Ihr habt mir doch einen solchen Dienst erwiesen, daß Ihr einer guten Aufnahme sicher seyn konntet.«

Die beiden Poncet sahen verlegen einander an.

»Ich meinerseits hab' mich nicht gewagt,« entgegnete Stephan.

»Ich hätte wohl den Muth gehabt,« rief der Vater, »aber es hätte so ausgesehen . . . es hätte wohl gar geschienen . . . Nun aber jeden Tag hab' ich die kleine Therese, das Dienstmädchen, oder aber den Joseph, den Badewärter, abgelauert und sie gefragt, wie es oben stünde mit dem gnädigen Herrn. — »Immer besser, immer besser,« gaben sie mir dann zur Antwort und das erfreute mein Herz vollends.«

»Meine Freunde,« begann nun Adrian voll Rührung, »ich verstehe eure Zartheit; Ihr besorgtet, daß man einer Handlung reiner Menschenliebe wohl gar dem Eigennutze in die Schuhe schieben könnte. Ich aber habe nicht vergessen, daß ich Euch das Leben verdanke und ich will nun für meinen Theil Euch meine Dankbarkeit bezeigen . . . Meister Poncet, ein junger Matrose dieser Gegend war geneigt, für euern Sohn Stephan einzustehen; seyd Ihr auch unterrichtet, unter welchen Bedingungen dieses Engagement statt finden würde?«

»Ach, Herr Adrian, wo denkt Ihr doch hin?« entgegnete der alte Schiffer, dessen Stirn sich verdunkelte; »es ist wohl gut von Euch, Herr, gemeint; aber auf Milleret, diesen kleinen Taugenichts, ist nun einmal nicht zu zählen; 's ist ein Schiffsjunge, der ein Bramsegel von einem Focksegel nicht zu unterscheiden weiß, und sich doch nur mit Gold aufwiegen lassen will.«

»Nun aber, wie viel verlangt er doch?«

»Ah, Dummheit! Ich hab' ihm gesagt, Du bist ein Hochmuthsteufel. Glauben Sie aber auch, daß er die Stirn gehabt, nicht weniger als fünfzig Pistolen zu fordern, wenn er für Stephan einstehen sollte? Fünfzig Pistolen! Alles zusammen, was ich habe, ist keine fünfzig Pistolen werth. Was konnte also mein armer Stephan weiter thun? Nichts . . . Geld ist keines da, um Einen für sich zu stellen. Ich muß also, meint' er, die Simon später heirathen, und werde ohne weitere Umstände eintreten.«

»Ja, ja, so hab' ich gesprochen, Herr Adrian,« bestätigte Stephan mit Thränen in den Augen.

»Fünfzig Pistolen!« wiederholte Adrian mit Ruhe, »das ist, glaub' ich, so viel als fünfhundert Franken.«

Und zu Malevieux gewendet fuhr er fort:

»Mein Onkel, gib mir deine Brieftasche.«

»Was willst Du denn thun?«

»Du sollst es gleich sehen.«

»Adrian, guter Junge, Du bist zu freigebig.«

»Was ich jetzt aus deiner Brieftasche nehme, soll heute Abend durch einen gleichen Betrag, den mein Notar Dir bezahlen wird, rückerstattet werden . . . gib schnell her!«

Malevieux fügte sich dem Willen seines Neffen, dumpfe Seufzer ausstoßend. Adrian öffnete die Brieftasche, worin

mehre Bankbilleten sich befanden, und nachdem er eine davon herausgenommen, reichte er sie dem alten Meister Poncet.

»Meister,« fügte er dieser Gabe hinzu, »es ist nicht meine Absicht, mich gegen Euch mit Geld abzufinden. Nichtsdestoweniger nehmt diese Kleinigkeit; dieses Blatt Papier ist tausend Franken werth. Fünfhundert Franken verwendet davon, einen Ersatzmann für Stephan zu stellen, die andern fünfhundert machen es ihm möglich, sich so schnell als es thunlich mit seiner geliebten Simon zu verheirathen und seinen neuen Hausstand einzurichten. Das versteht sich übrigens von selbst, daß ich zur Hochzeit geladen werde.«

Nichts ist im Stande, von der Wirkung, welche die Freigebigkeit Adrians auf die arme Familie hervorbrachte, einen Begriff zu geben. Der Vater ergriff mit seinen Fingerspitzen das kostbare Bankbillet, Stephan und er betrachteten sich mit namenlosem Erstaunen. Margarethe Poncet hatte einen Augenblick zuvor ihre Arbeit unterbrochen; da sie aber von dem allen, was vorging, nichts vollkommen verstand, verharrte sie mit offenem Munde. Plötzlich aber brachen Vater und Sohn in helle und warme Thränen aus.

»Ihr Lümmel,« rief nun die alte Poncet voll Ungeduld im Dialect aus, »was habt Ihr denn drüber zu plärren? seyd Ihr denn Männer?«

»Mutter,« sagte Stephan voll Naivetät, »Herr Adrian hat uns tausend Franken geschenkt, damit ich einen Ersatzmann stellen und mich mit meiner Simon verheirathen kann.«

»Tausend Franken!« wiederholte die Alte, die in die Höhe sprang wie eine Stahlfeder. »Wo sind sie?«

»Dahier?«

»Wo, wo denn?« rief nunmehr die alte Poncet, während sie linkisch das abgegriffene und an den Rändern abgerissene Papier, worauf mit großen Lettern das Wort »Tausend« zu lesen war, in den Händen hin- und herdrehte. »Ihr wollt Euch gar über mich lustig machen ... Das ist ja höchstens ein Fetzen Papier, um damit die Pfeife anzustecken.«

»Weib,« rief Poncet, an den nunmehr die Reihe gekommen war, »Stephan hat Recht. Dies Papier gilt in aller Welt tausend Franken. Ich habe deren, die ganz gleich aussahen wie diese, bei der Frau Postdirectorin von Balaruc und beim Maier gesehen, der mit Mauleseln handelt. Es ist so gut wie klingende Münze, glaub' es mir, wenn ich's sage ... Aber ich Narr, ich,« fuhr er fort, zu sich selbst nach seiner Gewohnheit redend, »man schenkt Dir tausend Franken und Du denkst gar nicht daran, Dich dafür zu bedanken. Ach, Meister Adrian, wahrhaftig, ja, ja, so wahr ein Gott im Himmel ist, Ihr seyd ja ein wahrer Engel! Ihr könnt zu Euch selbst sagen: Ich bin gütig wie Gott, ich habe das Paradies dafür verdient, daß ich diese armen Teufel so unendlich glücklich gemacht.«

»Vater,« fiel Stephan in die Rede, dem diese Worte des Alten noch nicht die gehörige Wärme zu haben schienen, »ist's nicht auch so, wie Du sagst? Sage nur auch, daß wir alle Zwei hätten ersaufen können, alles dem Herrn Adrian zu Lieb, daß wir wie gekochte Erdäpfel an dem Roquairol hätten zerschellen können, und Alles nur für ihn allein? Wer hatte es zu denken gewagt, daß wir auch nicht das geringste Unglück haben, uns nicht Arme und Beine brechen, nicht wenigstens umwerfen würden! Doch wir sind recht undankbar! Ja, ja, wir haben das gar nicht verdient ...«

Adrian konnte sich nicht enthalten, über die Einfalt dieser Leute zu lachen, Malevieux's Miene selbst, obgleich er sich noch immer nicht über diesen Verlust zu trösten vermochte, verzog die Miene zu einem Lächeln.

»Nun vorwärts, vorwärts, mein armer Stephan!« rief Adrian und lachte; »wenn Du ertrunken wärest, als Du mich aufgesucht, um mich zu retten, so hättest Du aber keinen Ersatzmann nöthig gehabt, und hättest die Simon auch nie heirathen können. Doch . . . die Abendluft bekommt mir nicht gut; es ist Zeit für mich, zu Hause zu seyn, ich bin noch immer etwas leidend; vergeßt nicht mir Nachricht zu geben, was Ihr für Schritte gethan habt . . . Nun, jetzt lebt wohl . . . Ihr seht, mein Onkel erwartet mich voll Ungeduld.«

Doch war es ihm nicht so leicht, sich von den beiden Schiffern loszumachen, jeder von ihnen hatte sich einer seiner Hände mit aller Kraft bemächtigt und einige Worte des Dankes gestammelt. Während dies Alles sich begab, fuhr die alte Margarethe Poncet fort, das Bankbillet nach allen Seiten zu wenden und zu drehen und murmelte für sich:

»Die dummen Kerle hätten auch mit Ihren Faxen noch warten können, bis Sie sich überzeugt, daß man sich über sie nicht lustig macht . . . O so dumm ist doch mein Kopf noch nicht, daß man mir wird weiß machen wollen, man könne für einen solchen Wisch schmutzigen Papiers tausend Franken bekommen. Doch ich will mich bald überzeugen, und das soll mir nicht schwer werden, so wahr ich ein ehrliches Weib bin.«

Und ehe noch der Wohlthäter sich entfernt, richtete sie schon ihre Schritte, ohne ein Wort zu sagen, gegen Balaruc; sie hatte sich gar nicht die Zeit gelassen, ihre Haare in

Ordnung zu bringen und die Schuhe zu nehmen; halb nackt wie sie war, lief sie spornstreichs auf das Postamt in Balaruc und zum Maire, um das Geschenk, welches sie nicht für so werthvoll zu halten wagte, schätzen zu lassen.

Endlich gelang es Adrian, sich den Dankbarkeitsbezeigungen der Glücklichgemachten zu entziehen. Diese kleine Scene hatte seine Ideen umgewandelt, sein Herz zärtlicheren Gefühlen und der Hoffnung wieder geöffnet. Er schritt mit jener Leichtigkeit dahin, die Einem immer die Zufriedenheit mit sich selbst gibt. Sein Onkel wagte es, ihm mit einiger Bitterkeit zu sagen:

»Mein lieber Neffe, das nenne ich rein das Geld zum Fenster hinauswerfen, Du hättest auch mit einer kleineren Summe . . .«

»Ich habe,« unterbrach Adrian seinen Onkel kalt, »nie ähnliche Bemerkungen betreff weit größerer und minder nützlich verwendeter Summen an Dich gerichtet; Du wirst mir dieses Geld in meine Rechnung bringen, nun aber reden wir nicht mehr davon, ich bitte Dich.«

Diese feste Antwort hatte Malevieux niedergeschmettert. In dem Augenblicke, als sie sich dem Hause näherten, erhob Adrian seine Augen zum Fenster der Wohnung der Frauen von Norville und gewahrte eine weiße Silhouette, die hinter den Vorhängen auf- und niederging.

»Sie ist's, mein Onkel!« rief Adrian voll Begeisterung, »es ist meine schöne, meine muthige Amelie, der ich mein Leben mehr als jenen braven Leuten dort verdanke.«

»So also, Du liebst ganz ernstlich das kleine Mädchen?« fragte Malevieux.

»Mehr wie mein Leben!« entgegnete Adrian.

»Nun, was gedenkst Du vorerst zu thun? Du weißt, welche Hindernisse . . .«

»Ich weiß noch gar nichts, was ich zu thun gedenke. Ich werde mich erst über den ganzen Stand der Dinge unterrichten, Erklärungen veranlassen und mich selbst erst sicherstellen . . . Uebrigens, Onkel, geschehe was da wolle, ich gehe einmal entschlossen den geraden Weg.«

Mit diesen Worten betrat er sein Gemach.

Malevieur, der allein an der Salonthür stehen blieb, schien wie vom Blitze getroffen. Seine Gesichtszüge, die sich zuvor zu einem Lächeln verzogen hatten, zuckten mit einem Male krampfhaft zusammen.

»Ich kenne ihn gar nicht mehr,« sprach er dumpf vor sich hin, »er verfügt, er beschenkt, er beschließt, ohne sich mehr um meine Meinung zu kümmern. Ahnt er vielleicht etwas? Nein, aber er überlegt, er rechnet und seine unglückliche Liebe allein ist an dieser Veränderung Schuld. Ob er heirathet, ob nicht, er wird die Rechnung von mir fordern und wenn er erfährt . . . Vorwärts also, da gibt's nichts mehr zu überlegen. Offenbar hat heut das Glück auf meine Seite umgeschlagen, ich muß den Lord Corbett aufsuchen, damit ich meine Verluste einbringe, ihn zu Grunde richte oder vielmehr . . .«

Er endete nicht dieses Selbstgespräch, sondern stürzte in aller Hast in den Salon, wo sich wirklich Lord Corbett bereits befand und ihn an einem Spieltisch zu erwarten schien.

VII.

Die Katastrophe.

Nach Hause zurückgekehrt schritt Adrian unruhig in seinem nur von den Strahlen des Mondes matt beleuchteten Gemache auf und nieder.

Je mehr er über die Sonderbarkeit seiner Lage, über die wunderlichen Mittheilungen Malevieux's nachdachte, desto mehr empfand er das Bedürfniß nach Trost und Rath. Nach einigen Momenten unruhiger und einsamer Bewegung zog er heftig an der Klingelschnur. worauf Therese mit einem Licht in der Hand ins Zimmer trat.

»Ist der Marquis von Mornas zu Hause?« fragte er.

»Nein, mein Herr, schon seit zwei Stunden ist er vom Hause abwesend; er hinterließ die Nachricht, daß er erst sehr spät in der Nacht heimkehren dürfte. Ohne gerade neugierig zu seyn, drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, wo er wohl in einem Lande hingegangen seyn mag, in welchem er keine Geschäfte hat, und überdies noch ist er weder Jäger noch Fischer . . .«

»Welche Widerwärtigkeit!« unterbrach Adrian das Mädchen; zu sich selbst in Gedanken sprechend fuhr er fort: »nun vermisse ich Alles mit einem Male! Was macht mein Onkel, wo ist er?«

»Ihr Onkel, Herr Adrian, ei der Tausend, der sitzt mit Mylord »Ischalleshalt« festgekeilt am Spieltische. Doch

glauben Sie mir, diese beiden Herren gehen vor zwei Uhr Morgens nicht auseinander. Der arme Joseph wird daher wieder genöthigt seyn, die ganze Nacht aufzubleiben und zu warten.«

»Ich danke Ihnen, Therese; Sie können nun gehen.«

Adrian fing seine lebhafte Promenade wieder von neuem an, Therese jedoch rührte sich nicht vom Flecke.

»Herr Adrian scheint sich eben nicht ganz behaglich zu befinden,« hob die Zofe an, indem sie den Jüngling mit sichtbarem Antheil betrachtete.

»Oh es ist nichts, es fehlt mir nichts,« erwiederte er; doch fuhr er sich unbefangen stellend fort, »wissen Sie nicht, ob die Damen von Norville zu sprechen sind?«

Das Zöfchen lächelte schlau, um zu zeigen, daß sie sich durch diese scheinbare Gleichgiltigkeit nicht täuschen lasse, antwortete aber nichtsdestoweniger in etwas schwermüthigem Tone:

»Die Frau Marquise ist im Bade, denn heute ist ihr Tag; was aber das liebe arme Fräulein betrifft, so sitzt es wahrscheinlich wieder, wie gewöhnlich, in seinem Zimmerchen und weint.«

Adrian zuckte zusammen.

»Fräulein von Norville weint, sagen Sie, Therese, sie weint? muthmaßen Sie denn, daß sie unglücklich sey?«

»Man müßte es fast glauben, sie ißt fast nicht mehr, magert ab, sieht leidend aus, und man brauchte keine Hexenmeisterin zu seyn, um zu erkennen, daß dahinter ein tiefer Kummer steckt.«

»Und Sie, Therese, haben Sie keine Ahnung, was die Ursache davon . . .«

»Ich weiß nichts, Herr Adrian.«

Aber die Blicke der Schelmin widersprachen dieser Aeußerung. Wahrscheinlich wollte sie gebeten seyn, um ihren Mittheilungen mehr Gewicht zu verleihen. Adrian aber errieth nicht diesen Widerspruch zwischen den Worten und Gedanken des Zimmermädchens.

Therese erwartete eine neue Frage und spielte mit der langen Silberkette, an welcher ihr Arbeitsscherchen befestigt war.

»Gute Nacht, Herr Adrian,« sprach sie endlich, ungeduldig geworden über das Schweigen des Jünglings und entfernte sich, indem sie bei sich selbst flüsterte:

»Armer Junge, er versteht mich nicht.«

Als Adrian allein war, überließ er sich ungehindert der tiefen Gemüthsbewegung, welche die Mittheilung des Mädchens in ihm hervorgerufen hatte.

»Sie weint,« sprach er, »sie leidet, ach, wenn ich wüßte . . .« aber wie von einer plötzlichen Eingebung berührt fügte er hinzu: »warum soll ich von der Gelegenheit, die sich mir darbietet, nicht Nutzen ziehen? Noch ist die Stunde der Besuche nicht vorüber; ich schulde den Damen die Visite für den Antheil, den sie an meiner Krankheit genommen; ich habe darin einen ganz einfachen Vorwand . . . Amelie ist allein . . . bei dieser Gelegenheit werde ich endlich mein Schicksal erfahren.«

Rasch traf er in seiner Toilette einige Aenderungen, ordnete sein reiches Haar über der Stirn, um die Narbe seiner Verwundung zu verbergen, ergriff seinen Hut und begab sich im Finstern nach dem benachbarten Gange, auf welchem sich die Gemächer der Damen befanden.

Therese aber, die sich auf dem Gange befand, hörte

ein Geräusch von Schritten und verbarg sich rasch, indem sie leise vor sich hinsprach:

»Ei sieh da, er ist nicht so albern; oh diese Schlauheit der Männer, wie sie doch zu täuschen verstehen!«

Als der Jüngling an ihr vorüber war, ohne sie bemerkt zu haben, entfloh sie geräuschlos, um nicht als Horcherin zu erscheinen.

Adrian hatte, wie man es wohl glauben wird, keine Ahnung von der Gegenwart des Mädchens. Je näher er dem Gemache der Damen kam, desto heftiger schlug sein Herz. Als er die Schwelle der Thür erreicht hatte, aus deren Glasscheiben ein sanftes Licht strahlte, zitterte er so heftig, daß er sich kaum aufrecht erhalten konnte.

Nach einer Pause von einigen Minuten klopfte er an.

»Sind Sie es, Mama?« fragte jemand im Innern des Gemaches.

Fast gleichzeitig öffnete sich die Thür und Amelie erschien von hellem Kerzenlicht umflossen, in einem eleganten Negligé, aber sichtbar niedergeschlagen. Ihre Augen waren in Thränen gebadet, obwohl sie versucht zu haben schien, die Spur derselben durch das Sacktuch zu verwischen, das sie noch in der Hand hielt.

Als sie Adrian erblickte, wurde sie dunkelroth im Gesichte und trat rasch zurück, indem sie einen Laut der Ueberraschung ausstieß.

Der Jüngling war nicht weniger bewegt wie sie.

»Fräulein,« stotterte er fast unverständlich, »ich hoffte Frau von Norville ... ich wünschte ihr ...«

Er war unfähig, seine Rede zu vollenden und stand unbeweglich auf der Schwelle der Thür.

»Meine Mutter ist abwesend, mein Herr,« sprach Amelie gesenkten Blickes.

»Ich wollte nicht ihr allein danken,« entgegnete Adrian, indem er einige Schritte vorwärts in das Gemach zu machen wagte, »ich wollte auch Ihnen, mein Fräulein, für den rührenden Antheil, den ich Ihnen kürzlich bei einem stattgefundenen Ereigniß eingeflößt, meinen Dank sagen. Ja Ihnen, reizende Amelie, Ihnen allein zolle ich meine ewige Dankbarkeit; Sie haben mich gerettet, da Alles mich verließ, in jener Schreckensnacht, oh ich werde es nie vergessen!«

Je mehr er sprach, desto mehr belebte er sich; seine Stimme gewann ihren frühern Wohllaut, seine Verlegenheit verschwand. Schon machte er eine Bewegung, um die Hand Ameliens zu ergreifen, als die Jungfrau, indem sie die Entfernung bewahrte, die beide von einander schied, in kaltem doch höflichem Tone erwiederte:

»Herr von Laroyère, Sie übertreiben die Bedeutenheit des vermeinten Dienstes, welchen Ihnen zu leisten ich Gelegenheit hatte. Diejenigen, die Ihnen in der That das Leben gerettet haben, sind jene wackern Leute, welche die Gefahr mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth bekämpften. Ich war bei ihrer schwierigen Unternehmung nur ein Hinderniß und ihnen allein muß ich das Verdienst des Erfolges überlassen. Was endlich den Antheil anbelangt, den Sie uns während Ihrer Krankheit einflößten, so darf er Sie nicht überraschen. Ihr Onkel, Ihre Freunde so wie die Bewohner des Hôtels haben sicherlich mehr Anrechte auf Ihren Dank als wir.«

Als Adrian diese Sprache hörte, erfüllte ihn ein schmerzliches Erstaunen.

»Wie, mein Fräulein,« sprach er im Tone des Vorwurfes, »empfangen Sie in dieser Weise den Ausdruck einer

wahren und tiefen Empfindung? Dessenungeachtet erschien es mir, als hörten Sie anfangs ohne Groll . . .«

»Ich schrieb Ihrem Fieber,« entgegnete das Mädchen, das sich in peinlicher Verlegenheit befand, »die Ihnen entschlüpften Worte zu. Die erste Regung der Dankbarkeit, der Zustand des Leidens, in welchem Sie sich damals befanden, vermögen eine kleine Aufregung zu rechtfertigen.«

Diese Unterredung hatte stehend an der weitgeöffneten Thüre stattgefunden. Fräulein von Norville schien nicht daran zu denken, dem Besucher einen Stuhl anbieten zu wollen. Nach kurzem Schweigen hob sie abermals an:

»Ich wage nicht, Sie länger zurückzuhalten, Herr von Laroyère: meine Mutter kann jeden Augenblick zurückkehren und dürfte ermüdet seyn. Morgen wird sie, wie ich hoffe, mit Freuden Ihren Besuch empfangen.«

Bestürzt und verwirrt blickte Adrian starr auf die Dielen des Fußbodens, plötzlich aber rief er mit unwiderstehlicher Bewegtheit.

»Nein, nein, ich kann mich nimmer getäuscht haben! Was ist seit jenem glücklichen und zugleich grauenvollen Morgen, an welchem Sie mir so große Beweise von Antheil, Muth und Güte gegeben haben, vorgegangen? Ich weiß es nicht! Sollte ich mich in der That über die Gründe dieser heldenmüthigen Handlung getäuscht haben! oh nimmer kann ich den rührenden Ausdruck Ihrer Züge vergessen, als ich fast sterbend auf dem Felsen lag und Sie sich mit eben so viel Schmerz als Schreck über mich beugten. Oh nimmer vergesse ich jenen Blick, der auf mir ruhte, als ich mein blutendes Haupt auf Ihren Schooß stützte. Damals lag in unseren Blicken, in dem Schweigen, das wir hüteten, ein heißer Schwur, ein beredtes Versprechen, das unsere Zukunft,

Ihre und die meine für immer an einander knüpfte. Nein, nein, das war keine Lüge, das war Wirklichkeit, Amelie, die fest in meiner Seele lebt — warum läugnen Sie nun diese stummen, doch heiligen Schwüre?«

Fräulein von Norville war heftig bewegt, trotz aller Anstrengung, ruhig erscheinen zu wollen. Ihre Brust schlug heftig; ihre Augen füllten sich mit Thränen; dessenungeachtet antwortete sie mit einem Tone, der an seiner Festigkeit nichts verloren zu haben schien:

»Ich verstehe Sie nicht, Herr von Laroyère; ich gehorchte einem Gefühle der Menschlichkeit, das Ihre gefährliche Lage hinlänglich erklärt. Als ich Sie verwundet, fast sterbend erblickte, empfand ich tiefes Mitleid mit Ihnen, das ich nimmer läugnen werde, da es eine einfache und natürliche Empfindung ist. Ihrerseits haben Sie sich nur dankbar gezeigt für den Dienst, den der Zufall mir Ihnen zu leisten gestattete. Diese Dankbarkeit ehrt Sie, so lange sie sich in den Grenzen der Vernunft bewegt. Weiter bestand zwischen uns nichts, Herr von Laroyère, und ich kann keine Verpflichtung gegen Sie anerkennen, da ich keine weder mit meinem Willen, noch durch meine Worte geleistet habe.«

Der arme Junge war wie vernichtet, nichtsdestoweniger wich er noch der Nothwendigkeit.

»Fräulein,« hob er mit letzter Kraft an, »diesem Benehmen liegt ein Geheimniß zum Grunde, das man mir verbirgt. Seyen Sie aus Barmherzigkeit aufrichtig mit mir. Sagen Sie mir, ob uns ein Hinderniß trennt und ob ich Ihnen entsagen muß; doch sagen Sie mir nicht, daß meine Hoffnungen Chimären seyen, und daß diese zarte Theilnahme, die Sie mir bewiesen und die mich mit Stolz erfüllte, nur der Ausdruck eines gewöhnlichen Mitleidens war, das mich un-

glücklich macht — lassen Sie mich hören, daß ich Ihnen gleichgiltig sey und daß Sie für mich nur Wohlwollen . . .«

»Mein Herr!«

»Sagen Sie, Amelie, daß Sie einen Augenblick, nur einen kleinen Augenblick jenes zärtliche Gefühl empfanden, welches ich in Ihnen zu errathen glaubte, und ich schwöre Ihnen . . .«

»Genug, mein Herr,« unterbrach ihn Amelie bebend trotz ihres Muthes. »Bei näherer Ueberlegung werden Sie sich leicht erklären, daß ich Ihre Fragen nicht beantworten konnte. Sie werden begreifen, daß eine ähnliche Unterredung nicht fortgesetzt werden kann und mögen mich daher entschuldigen, wenn ich mich zurückziehe.«

Sie verneigte sich und eilte rasch in das nebenliegende Gemach, dessen Thüre sie hinter sich abschloß.

Adrian hatte mit einem völligen Herzkrampf das schöne Gebäude seiner süßesten Hoffnungen zusammenstürzen gesehen. Er hatte nicht die leiseste Idee, welcher neue und ungekannte Zufall Amelien zwingen könne, die Gefühle ihres Herzens zu ersticken, oder sie mit Sorgfalt zu verbergen. Die junge Schöne sprach mit so kalter Höflichkeit, die Absicht, den armen Verliebten zu entmuthigen, war so klar, daß Adrian über die wahren Gefühle Ameliens von Norville in keinem Zweifel mehr war.

Nach einem kurzen Schweigen sprach er laut zu sich selbst: »Ich habe mich getäuscht, sie liebt mich nicht und ich habe da eine höchst lächerliche Rolle gespielt.«

Ein dumpfes Stöhnen im nächsten Gemach antwortete diesen Worten, doch Adrian hörte es nicht, denn er schlug hastig den Weg nach seinen Gemächern ein.

Als er den Corridor verließ, stieg jemand unten die Stufen herauf. Es war Frau von Norville, die aus dem Bade heimkehrte.

Therese schritt ihr voran mit einem Armleuchter in der Hand; sie sprach so laut, damit sie dem jungen Pärchen die Rückkehr der Marquise anzeigen könne. Adrian stand schweigend im Schatten, während sie vorüberschritten. Die schöne Witwe war in einen reichen weißen Mantel gehüllt, der sich ihren anmuthigen Bewegungen genau anschmiegte. Ihre zarten feinen Züge, vom Bade erfrischt, ihre blonden wallenden Haare, deren Enden noch von der Berührung mit dem Wasser feucht waren, flossen über ihren weißen schlanken Hals hernieder. Ihre reizenden Formen bildeten ein so herrliches Ganzes, daß es wohl geeignet schien, die glühende Einbildungskraft eines dreiundzwanzigjährigen Jünglings mächtig zu berühren.

»Ja, das ist wohl eine reizende Frau,« dachte Adrian, indem er sie mit Bewunderung betrachtete, »und Malevieux behauptet, daß sie mich liebe. In der That hatte ich bisher noch nicht bemerkt, wie sehr sie ihrer Tochter gleiche.«

Die Marquise war am Ausgang des Corridors verschwunden. Als der Lichterstrahl gänzlich aufgehört hatte, kehrte Adrian in sein Gemach zurück und sank wie gebrochen auf einen Stuhl.

Während mehrer Stunden blieb er in dieser Stellung; gegen Mitternacht wollte er sich, angekleidet wie er war, auf sein Lager werfen; aber er hatte ein heftiges Fieber und die Aufregung, in der er sich befand, gestattete ihm nicht, auch nur einen Augenblick der Ruhe zu genießen. Um dieser krankhaften Erregtheit zu entfliehen, nahm er eine Phiole Lauda=

num, deren Gebrauch der Arzt ihm verordnet hatte, und verschlang eine dreifache Dosis.

Mit Hilfe dieses mächtigen Narcoticums schlief er endlich ein, aber sein Schlaf war unruhig, bewegt, voll wilder, erschreckender Visionen. Bald glaubte er bei dem bleichen Strahl der verlöschenden Lampe den Lord Corbett und seinen Onkel zu erkennen. Ihre Augen sprühten Feuer, Schaum stand auf ihren Lippen, schweigend spielten sie eine schreckliche Partie an einem mit Gold und Blut bedeckten Tische. Bald sah er sich auf dem Felsen des Roquairols in schwerer Gewitternacht liegen. Große Meervögel, mit langen schwarzen Schwingen, zerrissen mit scharfem Schnabel sein zuckendes Fleisch. Dann schien es ihm wieder, als ginge er in lachenden Gefilden auf Blumenmatten spazieren. Eine weißgekleidete Gestalt schritt an seiner Seite; Hand in Hand wandelten sie dahin. Sie lauschte seinen Reden mit gesenkten Blicken, ein verschämtes Lächeln umspielte ihre Lippen, als sie seine Liebesworte hörte. Er war geliebt von ihr, er liebte sie. Seltsames Spiel des neckenden Traumes! Zuweilen hatte die Gestalt den rosigen Teint, den lächelnden Mund, die blonden Locken der Marquise, bald waren es wieder der majestätische Blick, die schwarzen Haare des Fräuleins von Norville. Dieser rasche Wechsel versetzte ihn in eine schreckliche Angst, deren er sich nicht erwehren konnte. Athemlos, dem Ersticken nahe, erwachte er halb, indem er ein Geächze ausstieß, dann sank er wieder unter dem Einflusse seines peinlichen Traumes in die Kissen zurück.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.